Die
Marquise von Norville.

Von

Elie Berthet.

Uebersetzt

von

Friedrich Horn.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die Katastrophe.

(Fortsetzung.)

So verging die Nacht und es war schon spät, als man an die Thür seines Schlafgemachs klopfte.

Adrian, dessen Kopf schwer, dessen Gedanken wirr waren, fragte, was man wolle.

»Ich bin es, mein Herr,« erwiederte eine erregte Stimme, die der Jüngling für jene des Doctors Moirot erkannte; »öffnen Sie mir rasch, im Namen des Himmels, ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen.«

Adrian verließ rasch sein Lager und ohne sich Zeit zu nehmen, sich vollends anzukleiden, öffnete er die Thüre.

Es war in der That der Doctor Moirot.

Er sah bestürzt aus, was eine unheilvolle Nachricht anzukünden schien; Adrian aber, der noch mit der durch das Opium erzeugten Betäubung kämpfte, bemerkte anfangs die beunruhigenden Anzeichen nicht.

»Was gibt es denn, lieber Doctor?« fragte er, indem er seine Toilette in Ordnung brachte. »Sie sind nicht der Mann, der seine Patienten ohne Grund weckt, umsoweniger aber, wenn sie eine schlechte Nacht verbracht haben.«

»Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie,« erwiederte Moirot mit banger Stimme, »der Fall ist aber ernst! Herr

Adrian, mein junger Freund, wappnen Sie sich mit Ihrem ganzen Muthe, um den schrecklichen Schlag ertragen zu können.«

Adrian richtete sich in seiner Bestürzung hoch auf.

»Was meinen Sie damit, Doctor?« fragte er bebend, »aus Barmherzigkeit, lassen Sie mich nicht so lange in Ungewißheit; ich bin stark, wäre vielleicht ein Unglück den . . .«

»Ein großes Unglück ist geschehen; wenigstens befürchte ich es.«

»Um Gottes willen, keine Schonung länger, rasch, rasch, sprechen Sie die Wahrheit, um was handelt es sich? Sprechen Sie, sehen Sie nicht, daß mich die Ungeduld tödtet?«

»Es handelt sich um Herrn von Malevieux, Ihren Onkel.«

»Nun denn, wo ist er, warum ist er nicht selbst hier?«

»Unglücklicher Jüngling!« erwiederte der Doctor in tragischem Tone, »Sie werden ihn vielleicht niemals wiedersehen.«

»Großer Gott! wäre er vielleicht . . .«

Moirot senkte das Haupt, ohne zu antworten, Adrian erbleichte.

»Wie wäre dies aber möglich!« rief Adrian mit Ungestüm aus, »er so stark; gestern noch so wohl und heute . . . O, das ist ein Irrthum! Doch sprechen Sie, Doctor, aus Barmherzigkeit, sagen Sie mir, was Sie wissen.«

»Da der Streich gefallen ist, kann ich Ihnen nichts mehr verbergen. Ihr unglücklicher Verwandter hat einen Theil der Nacht mit Lord Corbett am Spieltische zugebracht, wo er eine bedeutende Summe verlor, die sein Unglück her=

beiführte. Joseph, der ihn in sein Zimmer treten sah, sagte mir, daß er ganz entstellt war, er sprach mit sich allein und seine unzusammenhängenden Worte bezeigten eine vollkommene Geistesabwesenheit. Bei Sonnenaufgang verließ er das Hôtel und seit dieser Zeit ist er nicht mehr zurückgekehrt. Man muthmaßet, daß er, von Verzweiflung getrieben, sich . . .«

»Nein, nein, das ist nicht möglich,« entgegnete Adrian in außerordentlicher Aufregung, »ich kenne meinen Onkel; diese kalte Vernunftseele ist diesen Ausnahmszuständen nicht zugänglich. Und wäre er auch ruinirt, wie man sagt, so würde er zu mir gekommen seyn, hätte mir sein Unglück vertraut und ich hätte mich bemüht, ihm mit meinem Vermögen, denn ich bin reich, und was ich besitze gehört auch ihm, zu Hilfe zu kommen.«

Der Doctor blickte den Sprechenden mitleidig an.

»Ich sehe wohl, daß Sie den Umfang Ihres ganzen Unglücks noch nicht ermessen. Sie wollen Beweise, leider habe ich die überwiegendsten.«

»Beweise?«

»Ja wohl; einen offenen Brief fand ich im Schlafzimmer Ihres Onkels, als Joseph kam, mir seine Befürchtungen mitzutheilen. Lesen Sie und wenn Sie dann noch zweifeln . . .«

Er reichte Adrian ein zerknittertes Papier dar, das mit einer fast unleserlichen, ungestalteten Schrift bedeckt war. In demselben stand Folgendes geschrieben:

»Adrian! Wenn Du diese Zeilen liest, lebe ich nicht mehr; ich habe mich dann in die grundlose Tiefe des Inversac gestürzt, die, wie man sagt, keines ihrer Opfer zurückgibt. Ich kann meine Entehrung nicht überleben und würde

niemals deine Verachtung, deinen gerechten Zorn ertragen können. Adrian, ich habe Dich zu Grunde gerichtet; höre mich: die Summe, die ich heute Nacht im Spiele verloren habe, war der letzte Rest, nicht meines Vermögens, denn dies ist längst vergeudet, sondern des deinigen. Sohn meiner Schwester, vergib mir! Das Geschick hat gegen uns Beide gewaltet; an jenem Tage, an welchem ich zum ersten Mal auf eine Karte eine Summe zu setzen wagte, die dein Eigenthum war, fiel ich unter die eisernen Krallen dieser unerbittlichen Gottheit. Seit dieser Zeit ließ sie mich nicht mehr los und die Hoffnung auf Gewinn trieb mich in den Abgrund, in welchen ich stürzte. O Geschick, o unvermeidliches Geschick! Ich werde mich an dir rächen, wenn ich dir in Pluto's Reich begegnen sollte — dahin habe ich meine Pistolen genommen!«

Das Uebrige bestand aus Worten ohne Zusammenhang, aus welchen wirklich eine Geistesverwirrung sprach.

Es war augenscheinlich, daß in dem Grade, als er schrieb, sich die Sinne des Spielers verwirrten und daß er bei den letzten Zeilen schon bis zum Wahnsinn ausgeartet war. Diesen Zeilen lag der letztgeschriebene Brief des Notars aus Paris bei, bei welchem das Vermögen Adrians deponirt war. In diesem Briefe, der eine bedeutende Summe in Bankbilleten enthalten haben mochte, kündigte der Geschäftsmann dem Herrn von Malevieux an, daß ihm in der Casse keine Summe mehr zurückblieb, die aus dem Nachlasse der Frau von Laroyère stamme, und daß er daher für die Zukunft unfähig sey, den Geldforderungen des Herrn von Malevieux Genüge zu leisten.

Adrians Ruin war nun erwiesen, aber der treffliche Jüngling schien nicht an den Verlust seines Vermögens zu

denken, sondern nur an seinen Onkel. Seine Augen wurden feucht und mit dem Ausdrucke des Schmerzes sprach er:

»Mein armer Onkel, wie konntest Du an mir zweifeln!«

Und der Schmerz raubte ihm die Worte, er war unfähig mehr sagen zu können.

»Fassen Sie sich, lieber Freund,« hob der Arzt an; »ich begreife diesen Schmerz, aber um gerecht zu seyn, muß ich hinzufügen, daß Ihr Vormund sein Schicksal verdient habe, er ist sich nur gerecht geworden. Der Elende, wie konnte er jemals das Vertrauen seines Mündels mißbrauchen!«

»Oh, beschimpfen Sie ihn nicht,« warf Adrian rasch ein, »mir allein steht das Recht zu, ihn anzuklagen und Angesichts dieser schrecklichen Buße, die er sich selbst auferlegte, empfinde ich nur Mitleiden für ihn. Doch woraus schließen Sie, daß er todt sey?« fügte er nachdenkend hinzu; »kann sich nicht ein Zufall ereignet haben, der mit seinem Willen im Widerspruch steht? Als er diesen schrecklichen Brief schrieb, hatte er völlig die Sinne verloren; vielleicht hat eine neue Grille dieses kranken Gehirns ihn von seinem ersten Entschluß abgebracht. Mein lieber Doctor, noch ist nicht jede Hoffnung verschwunden. Man muß die ganze Gegend in Aufruhr bringen, man muß die ganze Nachbarschaft durchstreifen; die Dienerschaft des Hôtels möge sich mir anschließen, wir wollen die ganze Landschaft durchziehen und vielleicht gelingt es uns doch, meinen armen Onkel lebend zu finden.«

»Er bezeigte Ihnen bei weitem nicht so viel Antheil in jener Nacht, in welcher Sie auf dem Roquairol beinahe umkamen, als Sie ihm nun in seiner Lage. Glauben Sie mir, diese Nachforschungen werden zu keinem Resultate führen,

denn hat sich dieser Mann in den Abgrund von Inversac gestürzt, so gibt es keine Rettung mehr. Ueberdies,« fügte der Arzt mit heuchlerischer Miene hinzu, »müßten Sie wohl überlegen, denn die Nachforschungen von so vielen Personen unternommen, dürfte viel kosten und nachdem Sie gänzlich ruinirt sind . . .«

»Ja, ja, so glaube ich wenigstens . . .«

»So glauben Sie — zum Teufel, wenn ich mich aber nicht irre, so schulden Sie hier Einer wie der Andere eine große Summe im Hôtel!«

»Nun, so werde ich meinen unglücklichen Onkel allein aufsuchen,« unterbrach ihn Adrian, dem dieses nichtswürdige Mißtrauen nicht einmal aufgefallen zu seyn schien. »Ich werde meinen unglücklichen Verwandten, so lange noch ein schwacher Strahl, ihn wieder zu finden, mir leuchtet, nicht aufgeben.«

»Hm,« murrte der Doctor zwischen den Zähnen, »in diesem Falle müßte man noch die Beerdigungskosten bezahlen. Schöne Aussichten!«

Mittlerweile hatte sich die Nachricht dieser tragischen Begebenheit im ganzen Hôtel verbreitet. Die Badegäste und die Dienerschaft eilten ganz bestürzt herbei, um sich eine Aufklärung zu holen.

Bald war das Gemach von Fremden erfüllt. Jeder bestrebte sich, dem Jünglinge Beweise der Theilnahme darzubringen. Plötzlich theilte sich die Menge und der Marquis von Mornas eilte auf Adrian zu und drückte ihm feurig die Hand.

»Mein lieber Laroyère,« sprach er in freundschaftlichem Tone, »ich komme so eben von Cette, wohin mich gestern Abends ein unerwartetes Geschäft rief, und nun erfahre ich

Ihr Unglück. Man hat es zweifelsohne übertrieben; wie es auch sey, rechnen Sie auf mich, hier bin ich.«

»O Dank, tausend Dank!« antwortete Adrian, indem er ihm den heißen Händedruck zurückgab, »in diesem Augenblicke bedarf ich eines Freundes.«

»Und es ist Einer, der Ihnen bei keiner Gelegenheit fehlen soll. Doch nun heißt es rasch handeln, da in solchen Fällen Thaten nothwendiger als Worte sind. Was spricht man jetzt schon vom Verluste des Vermögens, von Selbstmord, das sind bisher nur einfältige Vermuthungen, so glaube ich wenigstens.«

Statt aller Antwort senkte Adrian mit düsterer Miene das Haupt.

»Das sind Thatsachen, Herr Vicomte,« entgegnete der Arzt; »Sie wissen, wie wir, mit welcher Leidenschaft sich Herr von Malevieux dem Spiele hingab; seit Monden hat er beträchtliche Summen an Lord Corbett verloren und die vergangene Nacht hat seinen gänzlichen Ruin, so wie jenen dieses wackern Jünglings herbeigeführt. Da, lesen Sie vorerst, und erkennen Sie, daß kein Zweifel möglich ist.«

Hierauf zeigte er dem Vicomte die beiden Briefe, die sich in Malevieux's Zimmer vorgefunden hatten.

»Und dennoch bestehe ich auf meiner Bemerkung, daß noch nicht Alles verloren ist. Muth, Muth, junger Freund; wir wollen Wunder wirken und wenn es Noth thut, wollen wir Todte zum Leben erwecken.«

»Wäre es möglich, Vicomte! Sie könnten glauben, daß mein Onkel ...«

»Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, Adrian, aber es scheint mir, daß, ob wahnsinnig oder nicht, Ihr Onkel zu sehr seine kostbare Person liebt, um gegen dieselbe zum

Aeußersten zu schreiten und diesen kostbaren Leib, den er sein ganzes Leben hindurch so sehr pflegte, zu vernichten. Seyen Sie nicht empfindlich, mich in dieser Weise sprechen zu hören. Adrian, dies geschieht nur, damit Ihre Verblendung in Bezug Ihres schuldigen Verwandten schwinde.«

»Was liegt mir an meinem Vermögen,« erwiederte Adrian mit Heftigkeit; »er bleibt doch stets der geliebte Bruder meiner Mutter und es ist meine heilige Pflicht, zu seiner Auffindung alle Mittel anzuwenden. Hab' ich ihn nur erst wieder gefunden, so will ich mit Ergebung alles Uebrige ertragen.«

»Sey es denn; doch lassen Sie uns gewisse Vorsichtsmaßregeln treffen. Sie, Herr Doctor, werden sich gefälligst zum Maire von Balaruc begeben und ihn in meinem Namen auffordern, sich der Person eines Individuums zu versichern, das Sie Lord Corbett nennen.«

»Des Lords Corbett!« rief Moirot ganz bestürzt aus, »dieses Gentlemans, dieses wahrhaft vornehmen Engländers?«

»Ihr vornehmer Engländer ist vielleicht weiter nichts als ein — doch melden Sie meinen Auftrag dem Maire des Ortes. Man möge den Paß so wie die übrigen Papiere dieses Abenteurers vorsichtig untersuchen. Vor Allem trage ich auf, während meiner, so wie während der Abwesenheit des Herrn von Laroyère Niemand, wer es auch sey, unter keinem Vorwand aus dem Hôtel zu lassen. Man bemächtige sich auch seines Dieners und hüte ihn getrennt von seinem Herrn. Ich werde später die Eigenmächtigkeit dieser Maßregel erklären, deren ganze Verantwortlichkeit ich auf mich nehme.«

Der Arzt schien ganz verblüfft über die Sicherheit und

Ruhe des Vicomte von Mornas, mit welcher er seine Befehle gab und blickte ihn schweigend mit offenem Munde an.

»Herr Vicomte,« sprach er endlich, sich ermannend, »was Sie von mir verlangen, ist unmöglich auszuführen.«

»Warum nicht?«

»Weil Lord Corbett diesen Morgen in seinem Wagen mit seinen Bedienten abgereist ist und die Straße nach Montpellier einschlug.«

Der Vicomte konnte ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken.

»Thor, der ich war!« rief er aus, »daß ich mich von diesem Gauner täuschen ließ, von welchem ich so viele Beweise in Händen hatte! Adrian,« fuhr er lebhaft fort, »vergessen Sie einen Augenblick Ihren Onkel, er wird deshalb nicht närrischer werden, nehmen wir Postpferde und verfolgen wir den vermeintlichen Lord Corbett.«

»Wäre es möglich, Mornas!« rief Adrian verblüfft; »Sie hätten diesen alten Podagristen im Verdacht einer Schändlichkeit, ihn, der kaum unsere Sprache kennt, hinfällig und gebrechlich ist?«

»Dieser alte Podagrist ist nichts Anderes als ein abgefeimter Betrüger, der im Verlaufe dieser Badesaison einige sechzigtausend Franken Ihrem Dummkopf von Onkel gestohlen hat. Kürzlich wollte ich ihrer Partie beiwohnen, und indem ich ganz kleine Summen wettete, konnte ich das Spiel des vermeinten Lord Corbett genau beobachten. Trotz seiner Gicht und seines Rheumatismus bewegte er die Finger mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit. Er schien aber meinen Verdacht zu errathen, denn es wurde ihm ganz unbehaglich und er ließ sich selbst die bedeutendsten Einsätze abgewinnen. Auf diese Weise gelangte ich zu keiner vollständi-

gen Gewißheit seines Verfahrens; ich nahm mir daher vor, neue Beobachtungen anzustellen, um ihn zu entlarven: die stattgehabten Vorgänge bestätigten mir meine erste Eingebung. Der falsche Lord benützte meine Abwesenheit und versetzte Malevieux den Gnadenstoß. Da dies aber zu einer Katastrophe führen konnte, in deren Folgen er sich in gefährlicher Weise verwickeln mußte, so beeilte er sich zu entwischen. Nun handelt es sich darum, der gestohlenen Summe wieder habhaft zu werden und mit Energie uud Beharrlichkeit wird es uns gelingen, so hoffe ich. Brechen wir rasch auf. Im Dorfe finden wir Postpferde. Wenn der Schurke jener ist, für welchen ich ihn halte, so wird es uns einige Mühe machen, ihn zu fangen; dazu kommt noch die Wahrscheinlichkeit, daß ich jeden Augenblick einen Brief erhalten soll, der mich nöthigt, Balaruc zu verlassen.«

Der Vicomte faßte nach diesen Worten Laroyère unter dem Arm und wollte mit ihm forteilen.

»Wie wäre es möglich,« erwiederte der Jüngling widerstrebend, indem eine schwere Thräne in seinem Auge zitterte, »daß ich jetzt an elende Geldinteressen denken sollte, während eine schreckliche Ungewißheit über das Schicksal meines unglücklichen Verwandten auf meiner Seele lastet?«

»Verblendeter Jüngling,« sprach Mornas, »so lassen Sie sich nur nicht durch eine erbärmliche Komödie täuschen. Hier heißt es rasch handeln. Es bleibt Ihnen nur eine Wahl: entweder Sie suchen Ihren nichtswürdigen Vormund auf, der Sie gänzlich zu Grunde richtete, oder Sie verfolgen einen Gauner, der mit dem Reste Ihres zusammengeschmolzenen Vermögens entflieht. Wählen Sie!«

»Ich zögere nicht,« entgegnete Adrian in großer Aufregung, »vorerst meinen unglücklichen Onkel aufzusuchen;

weiß ich ihn in Sicherheit und sein Leben außer jeder Gefahr, dann erst stelle ich mich Ihnen zur Verfügung.«

Der Vicomte machte eine ungeduldige Bewegung.

»So sey es denn,« sprach er, nicht ohne innern Kampf; »Sie sind ein edler Jüngling, Adrian, zu edel, aber gerade ich müßte darüber nicht jubeln — diese Großmuth dürfte Ihnen vielleicht theuer zu stehen kommen. Hier heißt es aber, Ihrem Wunsche Folge leisten und nicht dem meinigen. Sie wollen Ihrem Onkel nachforschen, gut denn, thun wir es; wir finden ihn gewiß.«

»O, möchte der Himmel Ihre Zuversicht wahr machen!« rief Adrian aus.

Die Herren schickten sich an wegzugehen, als sie vom Arzte noch zurückgehalten wurden.

»Meine Herren,« sprach dieser in völlig gereiztem Tone, »Sie scheinen zu vergessen, daß ich das Oberhaupt dieses Etablissements bin und daß ich Sie bitten muß, im Interesse dieser Anstalt jede Muthmaßung und Anklage in Betreff des Lords, bis Sie keine authentischen Beweise haben, zu unterdrücken. Der Lord ist ein echter Gentleman und hat stets großmüthig seine Bedürfnisse zu bestreiten gewußt. Der Ruf dieser Anstalt würde daher leiden, wenn Sie . . .«

»Lassen Sie uns gefälligst in Ruhe mit Ihren Betheuerungen,« unterbrach ihn der Vicomte in geringschätzendem Tone. »Wirthe und Heilbadvorsteher werden stets behaupten, daß Abenteurer und Damen, die von der Generosität reicher Herren leben, die besten Kunden sind. Wenn Sie übrigens fürchten sollten, daß nicht ehrenwerthere Badepassagiere, als jener vermeintliche Lord Corbett einer ist, im Stande seyen, Ihre Rechnungen zu bezahlen, so will ich Ihnen einmal etwas ins Ohr sagen . . .«

Mornas neigte sich bei diesen Worten zum Arzte hin, worauf dieser ganz geschmeidig und dienstfertig erschien.

»Meine Herren,« sprach er ganz höflich, »wünschen Sie vielleicht, daß meine ganze Dienerschaft, ja das ganze Personale des Hôtels Ihnen bei Ihrer Nachforschung behilflich sey, so verfügen Sie, es sollen selbst die Köche nicht zurückbleiben.«

»Schon gut, schon gut. Wir danken Ihnen. Wir bedürfen nur zweier kluger Männer, die die Gegend genau kennen. Unter den Fischern dürften wir leicht solche finden. Auf, auf, mein Freund! nun heißt es keine Zeit mehr verlieren.«

Sie drängten bei diesen Worten die Neugierigen bei Seite, die während dieser Unterredung den Jüngling mit blödem Staunen betrachtet hatten, um auf seinem Gesichte den Ausdruck des Schmerzes zu studiren, welchen der Unfall seines Onkels in ihm hervorgebracht haben könnte. Die Einen drückten ihm im Vorübergehen die Hand, die Andern wichen scheu zurück; Adrian blieb aber ganz gleichgiltig bei diesen Beweisen einer vorübergehenden Theilnahme, nur der Anblick der Marquise von Norville schien ihn plötzlich zu beleben.

Die Marquise war in einen großen Shawl gehüllt; sie war auf die erste Nachricht von dem Unfall Malevieur's nach dem Wohnzimmer Adrians geeilt.

Thränen zitterten in ihren Augen und als Adrian an ihrer Seite stand, flüsterte sie:

»Muth, Muth! Adrian, vergessen Sie nicht, daß Sie Freunde haben, die Sie sehr lieben.«

Tiefe Gemüthsbewegung schnitt ihr den Rest der

Rede ab, aber ein stechender Blick des Vicomte machte sie so sehr erbeben, daß sie den Kopf umwendete.

Adrian dankte ihr nur mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken. Als er aber nach dem Corridor gelangte, da gewahrte er am äußersten dunklen Ende desselben eine geöffnete Thüre. Im Innern des Gemaches lag ein junges Mädchen auf den Knien und schien eifrig zu beten. Es war Amelie. Ein Schicklichkeitsgefühl oder vielleicht der Befehl ihrer Mutter schien sie in ihrem Gemache zurückzuhalten, dessen Thüre im Wirrniß der schrecklichen Sorge, die Alle beschäftigte, offen geblieben war.

Amelie brachte Gott die inbrünstigen, geheimnißvollen Wünsche ihres Herzens dar.

II.

Der Selbstmörder.

Ehe der Vicomte von Mornas das Hôtel verließ, zog er noch über Lord Corbett, dessen plötzliches Verschwinden ganz besonders der Gegenstand seiner Nachforschungen zu seyn schien, Erkundigungen ein.

Der Engländer war zwei oder drei Stunden früher abgereist. Er schien an seiner Gicht und seinen Rheumatismen fürchterlich zu leiden. Man mußte ihn in seinem Schlafrocke nach dem Wagen tragen, in welchen der Diener mit der schwarzen Cocarde auf dem Hute zu ihm eingestiegen war. Die Pferde schlugen den alten Weg nach Montpellier ein. Nach der Schwäche des Lords und auch nach dem Elend der beiden Rosse zu urtheilen, die ihn nach der nächsten Post

zu ziehen hatten, konnten die Reisenden nicht weit entfernt seyn.

Der Vicomte ließ sich Alles umständlich erzählen, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, trotz der Bitten seines jungen Freundes, der ihn beschwor, den Aufbruch zu beschleunigen.

»Was ich erfahren, scheint mir Alles nur eine schlaue Berechnung,« sprach er mit nachdenkender Miene, »dessenungeachtet wäre es möglich, mit zwei guten Postpferden — — nun denn in Gottes Namen, Adrian, möge Ihr Wille geschehen. Doch glauben Sie mir, das Geld ist wie ein Vogel, wer den Augenblick nicht benützt, ihn festzuhalten, dem entflieht er unter den Fingern — doch Sie wollen es und es sey.«

Sie schlugen den Weg in der Richtung zum Schlund von Inversac längst der Küste ein; die Entfernung dahin war zum Glück nicht groß. Schon hatte sich die Nachricht von dem tragischen Ereigniß im ganzen Dorfe verbreitet. Adrian und sein Gefährte bemerkten, daß sie in einer Entfernung von fünfzig Schritten von einer Schaar Müßiggänger verfolgt wurden, unter welcher Kinder die Mehrzahl bildeten. Der hierüber erbitterte Vicomte blieb stehen und schwenkte mit drohender Miene seinen Spazierstock, worauf die Mehrzahl der zudringlichen Verfolger die Flucht ergriff. Die Beharrlicheren blieben in bedeutender Entfernung zurück, um durch ihre blöde Neugierde nicht die traurigen Betrachtungen Adrians zu stören.

Bald hatten die beiden Freunde den gefürchteten Punkt erreicht, an welchem der Selbstmord stattgefunden haben sollte.

Dieser Punkt lag der Kirche von Balaruc am Fuße eines steilen Berges gerade gegenüber. Seit einigen Augen-

blicken hörte man ein dumpfes Getöse, es glich dem entfernten Grollen des Donners; die Erde zitterte unter den Füßen der Wandernden, als schien sie sich öffnen zu wollen. Je näher man kam, desto majestätischer, desto betäubender wurde das Geräusch. Bei der Wendung des Weges bot sich den beiden Freunden plötzlich eines der großartigsten Schauspiele der Natur dar, welches unter dem Namen der Schlund von Inversac, oder der Wasserfall von Alesieux, bekannt ist.

Am Fuße eines malerischen Felsens, der dem Berge als Bollwerk dient und ziemlich in einer Höhe mit dem Wasserspiegel des Sees von Thau sich befindet, scheint eine weite Oeffnung den unterirdischen Abgründen, mit welchen diese Gegend überfüllt ist, als Abzugscanal zu dienen; wie wir es bereits zu Anfange unserer Geschichte erzählt, spie dieser Schlund während sechs Monaten des Jahres reichliche Wellen süßen Wassers aus, die sich in den See ergossen. Während der sechs nachfolgenden Monate gibt ihm der See mit Zinsen in gesalzenem Wasser die empfangenen Spenden der verflossenen Jahreszeit zurück.

Man befand sich damals gerade zu Ende des Sommers, zu einer Zeit, in welcher der See sein höchstes Niveau erreicht hat und sich mit Wuth in die düsteren Untiefen ergießt, in welchen er sich völlig aufzulösen scheint. Eine Wiese, die sich längs der Kirche hin ausdehnt, war ganz überflutet und es hatten sich daselbst tausend einzelne kleine Schlünde gebildet, deren Getöse sich mit dem donnerähnlichen unaufhörlichen Gebrause des Hauptschlundes vereinigte.

In diesem aufruhrspeienden Becken kämpften die Wogen einen verzweiflungsvollen Kampf. Zuweilen zuckte eine unter ihnen convulsivisch in die Höhe, als wollte sie mit Macht der unsichtbaren Gewalt, die sie beherrschte, entrinnen;

bald aber wieder versank sie wirbelnd für immer in die unbekannten Tiefen. Die menschliche Stimme machte sich nur mit Mühe bei diesem dumpfen Getöse geltend. Ein silberhelles Glöcklein, das in diesem Augenblick vom ländlichen Kirchthurm herniedertönte, schien eine wunderliche Nachahmung der dem Abgrunde entsteigenden Töne zu bilden.

Die Umgegend war menschenleer, vereinsamt. Man sah keine Heerde weiden auf den duftenden Gräsern, die in reichlicher Menge auf einzelnen Felsengruppen sproßten. So weit das Auge reichte, sah man keinen Nachen, so sehr fürchteten die Schiffsleute, von diesem gefährlichen Abgrund, aus welchem keine Rettung winkt, verschlungen zu werden. Die Seemöven wagten nicht näher zu kommen, schaukelten sich in beträchtlicher Höhe, indem sie ein furchtbares Geschrei ausstießen.

Die beiden Freunde blieben auf einem Hügel, von welchem sie dieses malerische und zugleich schreckliche Schauspiel mit einem Blick umfassen konnten, stehen. Die neugierigen Verfolger waren in einiger Entfernung gleichfals stehen geblieben und gruppirten sich schweigend um die Felsen. Adrian prüfte voll Sorge die umliegenden Partien; sein Blick versenkte sich selbst in den Schlund, um dort die Spur seines unglücklichen Onkels zu finden.

»Hier nimmt der Tod eine grausige Gestalt an,« flüsterte er mit gepreßter Stimme.

»Ihr Verwandter, mein junger Freund, wird ebenso gedacht haben,« sprach der Vicomte ganz betäubt von dem Getöse der Gewässer. »Beim Anblick dieses angenehmen Schauspiels wird er sicherlich überlegt und von seiner Absicht abgekommen seyn. Nervöse Menschen finden stets Entschuldigungen.«

»Sprechen Sie doch wahr, mein Freund, doch kommen Sie, steigen wir zum See hernieder, ich wünsche nichts sehnlicher, als hoffen zu dürfen.«

Sie schritten am Ufer dahin, so sehr es ihnen die Ungleichheit des felsigen Bodens gestattete.

Vergebens suchten sie mit den Blicken nach einem Stocke, einem Hut, nach den Ueberresten eines weggeworfenen oder auf dem Ufersand liegen gebliebenen Kleidungsstückes; weder im Sande noch im hohen Grase waren die Eindrücke von Fußstapfen zu sehen. Sie fanden nichts, nichts, trotz der eifrigsten Nachforschungen.

Dessenungeachtet verzagten sie nicht und sie waren im Begriffe, ihre Nachforschungen fortzusetzen, als sie eine Schaar Menschen auf sich zukommen sahen.

Diese Schaar bestand aus Neugierigen, deren Anführer das Costüm der Zollamtswächter trug, von denen einer in Balaruc bedienstet war.

Der Vicomte, der stets wachsam und vorsichtig war, errieth alsogleich, daß es sich hier um eine wichtige Mittheilung handle, und forderte daher seinen Gefährten auf, einige Augenblicke zu warten.

Als der Zollamtswächter nahe genug an sie herangekommen war, setzte er eine kleine schwarze brennende Pfeife ab, die ihre beständige Wohnung zwischen seinen Lippen aufgeschlagen zu haben schien und fragte sie halb im Patois halb im Französisch, ob sie nicht einen Mann, einen Franzmann suchten, wie er sich ausdrückte, dessen Personsbeschreibung er angab und die vollkommen auf Malevieux paßte.

»Ja, ja, er ist es!« rief Larovère mit Wärme aus; »wo und wann haben Sie ihn gesehen?«

»Hier, diesen Morgen,« erwiederte der Mann des Fiscus, indem er mit der Hand nach einem Felsenplateau wies, welches den Abgrund beherrschte. »Ein wenig vor Sonnenaufgang stand ich hinter diesem Gesträuch auf der Wache, als ich diesen Mann kommen sah, der mit großen Schritten und wirrer Miene vorwärtsschritt. Er stieg auf den Felsen, blickte in den See, dann kehrte er wieder um, stieg wieder hinauf und neigte sich in den See . . .«

»Hat er sich hineingestürzt?« fragte Adrian.

»Nein; plötzlich prallte er zurück, stieg wieder hinab, und lief was er laufen konnte, gegen den Sumpf von Frontignan zu.«

Der Vicomte stieß ein helles Gelächter aus, indem er sprach: »Hab' ich es nicht gesagt?«

Adrian trocknete seine Stirn, auf welcher schwere Schweißtropfen standen.

»Mornas,« hob er an, »überlassen wir uns nicht Hoffnungen, die noch sehr zweifelhaft sind,« und zum Zollwächter gewendet fuhr er fort:

»Warum tratet Ihr dem Manne nicht entgegen? warum warntet Ihr den unglücklichen Wahnwitzigen nicht?«

»Herr, als er mich sah, sprach er Worte zu mir, die ich nicht verstand; da aber sein Blick irrsinnig war und er Pistolen in der Hand hielt, so erachtete ich es nicht für nöthig, mich von ihm erschießen zu lassen. Das steht nicht in meinem Verhaltungsbefehl.«

Und der Zollwächter rauchte sein Pfeifchen weiter.

Mornas, der die Sprache des Landes mit Leichtigkeit sprach, richtete noch einige Fragen über die Richtung, welche Malevieux eingeschlagen hatte, an den Zollwächter.

»Mein Junge,« fuhr er zu Adrian gewendet fort, »Sie

sehen wohl, daß Sie nun jede Sorge wegen Ihres Onkels aus Ihrem Herzen zu bannen haben. Wenn ihm der Tod schon hier Furcht einflößte, wie mußte er sich weiterhin gefürchtet haben? Kümmern wir uns nicht weiter um ihn, sondern verfolgen wir ungesäumt die Fährte dieses Gauners von Lord Corbett.«

»Nicht doch, nicht doch, mein Onkel vor allem!« rief der Jüngling aus; »er führte Waffen bei sich; wer weiß, ob er nicht in einem Augenblicke von Wahnsinn Hand an sich legte?«

»So sey es denn,« erwiederte der Vicomte achselzuckend; »aber ehe wir da unten die großen Sümpfe betreten, versichern wir uns früher einiger guter Führer.«

»Der Nächstbeste dürfte genügen.«

Während nun der Vicomte unter den neugierigen Verfolgern einen Mann des Landes suchte, der des Weges kundig sey, um sie auf ihrer Wanderung zu unterstützen, öffnete sich plötzlich der Kreis und die beiden Poncet traten vor.

Der Vater hielt in seiner Hand eine Gattung von Feuerhaken, dessen er sich, wenn er zu Land war, wie eines Stabes bediente. Stephan hatte an seinem Arm einen kleinen Korb hängen, der mit Wurzeln gefüllt war.

»Da sind wir, Herr Adrian,« sprach der alte Schiffer, »wir waren heute Morgens auf dem Fischfang, als man uns die Geschichte erzählte. Da sprach ich zu meinem Sohne: »Hör' mal, der junge gnädige Herr hat Sorge, gehen wir zu ihm.« Stephan antwortete mir: »'s ist schlimm, wir müssen hin.« Und hierauf hieben wir scharf mit den Rudern ein.«

»Dank, Dank, Ihr wackern Freunde!« erwiederte Adrian in sichtbarer Zerstreuung; »ein glücklicher Zufall

führt Euch her, wir bedürfen gerade der Führer, die uns nach dem Sumpfe von Frontignan geleiten sollen. Ihr wisset, daß wir die Hoffnung hegen, daselbst meinen unglücklichen Onkel lebend zu finden.«

»Der Euch zu Grunde richtete?« fragte Vater Poncet voll Erstaunen. »Meiner Treu', das heißt doch gar zu gut seyn! der alte Schelm verdiente . . .«

»Schweigt, schweigt,« unterbrach ihn Adrian mit strenger Miene, »bedenkt, Patron, daß es gilt einen Christen zu retten.«

Der ehrliche Alte antwortete nichts, doch schnitt er ein Gesicht.

»Wir wollen Euch führen, Herr Adrian,« sprach Stephan halblaut, zu ihm gewendet. »Vorher will ich Euch aber einen Dorn aus dem Fuße ziehen. Man sagt, der andere ließe Euch wie einen Lazarus zurück; nehmt das zurück, es gehört Euch.«

Gleichzeitig nahm er von seinem Arm das Körbchen, von welchem wir schon gesprochen haben, und bot es ihm an.

»Um was handelt es sich?« fragte Adrian voll Erstaunen.

Er lüftete die Wurzeln und fand unter denselben eine beträchtliche Menge Fünffrankenstücke.

»Es sind alle,« fuhr Stephan in schlichtem Tone fort; »das hat der Zollinspector meiner Mutter für das schlechte Stück Papier vorgestern umgewechselt. Ihr schenktet uns die Summe, als Ihr reich waret, nun seyd Ihr es nicht mehr und Euch steht das Recht wieder zu . . . doch beeilet Euch, den Schatz zu verbergen,« fügte er voll Unruhe hinzu, »Ihr dürft es nicht meiner Mutter sagen, daß Ihr das Geld . . . denn . . .«

Adrian war bis zu Thränen gerührt von dieser uneigennützigen Handlung; dessenungeachtet antwortete er tief erröthend:

»Stephan, das Geld gehört Euch und es hieße mich beleidigen, wenn Ihr mich fähig hieltet, es zurücknehmen zu können.«

»Aber . . .«

»Kein Wort weiter, und wenn ich nicht wüßte, daß Du von dem für mich beschämenden Anbot keine Ahnung hast, so. . .«

»Herr Adrian,« sprach nun Vater Poncet seinerseits, »wir wären herzlose Lumpe, wenn wir von eurer Großmuth, da Ihr unglücklich seyd, Nutzen ziehen wollten. Ihr seyd noch jung, und man nimmt nicht so mir nichts dir nichts das Gut eines Unschuldigen!«

Mit einem Male erschien ein Weib mit aufgelösten Haaren, mit zum Angriff gespreizten Fingern und warf sich wie eine Tigerin auf den fraglichen Gegenstand.

»Diebe, Räuber, Ihr benütztet meine Abwesenheit, um mich zu plündern. Kommt mir in die Nähe und es sollen Euch meine zehn Finger auf euren Affengesichtern lebenslängliche Merkmale hinterlassen. Dieses Geld ist mein Eigenthum; wolltet Ihr vielleicht für nichts jenes schmutzige Stück Papier in blanke Thaler umgewechselt haben? Tretet immerhin näher und so wahr ich ein ehrliches Weib, kratze ich Euch die Augen aus!«

»Mutter,« hob Stephan an, »bedenke doch . . .«

»Weib, das ist kein Kinderspiel, sind wir denn Schelme, die die Jugend prellen? Man könnte uns nachsagen . . .«

Adrian beeilte sich begütigend einzuwirken.

»Liebe Freunde,« hob er an, »Mutter Poncet hat

Recht, das Geld gehört Euch und lieber werfe ich es in den See von Thau, ehe ich nur einen Sou zu meinem eigenen Gebrauch verwende.«

Die alte Poncet drückte das Körbchen an sich und indem ein freundlicherer Zug über ihre wilde Miene glitt, rief sie:

»Alle Wetter, das heißt klug reden! Man nimmt nichts zurück, was man einmal geschenkt hat, und Derjenige, der mein Geld in den See werfen will, der soll es bei mir holen.«

Bei diesen Worten machte sie eine Schwenkung und lief mit aller Schnelligkeit, die ihre nackten Füße zuließen, in der Richtung nach ihrer Hütte hin.

Trotz ihrer Uneigennützigkeit schien weder der alte Schiffsmann noch sein Sohn böse über den Erfolg dieser Scene. Ihre Mienen nahmen einen fröhlichen Ausdruck an und ihre Brust schien von einer schweren Bürde befreit. Wohl schienen sie noch einige neue Weigerungen vorbringen zu wollen, Adrian aber legte ihnen gebieterisch ein Stillschweigen auf und alles setzte sich in Bewegung, um den Ort zu erreichen, an welchem man Malevieux zu finden hoffte.

Raschen Schrittes durchzogen die vier Männer das Dorf, um sich der Lästigen zu entäußern, die ihnen bisher noch immer beharrlich gefolgt waren. Kaum waren sie in der That eine halbe Stunde fortgeschritten, als sie sich in der Nähe des Sumpfes, der sich zwischen den beiden Seen von Thau und Frontignan ausdehnt, allein befanden.

Während des Weges hatte der Vicomte mehre wichtige Bemerkungen über den Flüchtigen eingeholt. Ein Bauer hatte ihn durch einen Weingarten ziehen und mehre köstliche Muscattrauben pflücken gesehen. Ein anderer wieder, dessen Beschreibung prächtig auf den Franzmann paßte,

wollte ihn singend und fröhlich des Weges ziehend bemerkt haben. Mornas machte die Bemerkung, daß Malevieux wohl toll geworden seyn mochte, doch von jener Tollheit ergriffen, die sich durch Heiterkeit kund gibt und den Appetit nicht raubt. Adrian hatte nichtsdestoweniger seine düstere Miene behalten und folgte schweigend seinem Freunde.

In den Sümpfen bot das Nachsuchen größere Schwierigkeiten dar. Man durchschritt die tiefern Gründe, in welchen die Aussicht beengt war. Das Erdreich war mit struppigem, ausgedorrtem Buschwerk bedeckt, das dem Auge den Anblick von Wasserlachen und tiefen Abgründen verbarg. Dichte Stauden, in welchen der Botaniker den Tamarindenbaum, dann Porst oder spanischen Pfeffer erkannt hätte, dessen scharfer Geruch die ungesunden Dämpfe der Sümpfe mildert, bildeten auf diesem schwammigen Boden eine Art kleinen Waldes. Pflanzen von seltener Art wie der Astragalus von Montpellier, das Chenopodium mit jenen nach Kali schmeckenden Blättern und das Wasserpancratium nebst noch andern blühten unter Leberblumen, Tausendguldenkraut und Ehrenpreis. Glänzende Insecten umgaukelten diese Blüthen, indem sie ein Gesumme vernehmen ließen, welches noch das monotone und betäubende Gezirpe der Grillen übertönte. Jeden Augenblick scheuchten Vögel, Bewohner dieser wasserreichen Einöde, auf; es waren dies die Grasmücke, der Reiher, die Becassine, der Strandläufer u. s. f., sie huschten erschreckt an den Beinen der Wanderer vorüber und bezeigten durch ihre Wildheit, wie wenig sie an ähnliche Besuche gewohnt seyen.

Zuweilen war man genöthigt, wegen der Menge von Fußpfaden, die durch die hier ehedem weidenden Heerden entstanden seyn mochten, Halt zu machen. Welchen dieser Fußsteige mochte der Mann, den man suchte, wohl eingeschlagen haben? In

diesem Falle war ihnen die Kenntniß des Terrains von Vater und Sohn Poncet von keinem Nutzen. Der Vicomte schien wohl niemals dabei beängstigt.

»Erinnern Sie sich stets an des guten Malevieur Charakter,« sprach dann Mornas voll Ironie. »Obwohl er die Absicht, sich entleiben zu wollen, kund gab, wird er sich wohl nicht haben entschließen können, nur seine Stiefel zu beschmutzen. Schlagen wir unter diesen Pfaden den reinlichsten ein, ich wette, unser Verzweifelnder hat es gemacht, wie wir.«

Man befolgte den Rath und bald entdeckte man die Spur von Tritten, die sich dem feuchten Erdreich eingeprägt hatten.

Einen Augenblick jedoch war Mornas' richtiger Instinct selbst in der Klemme. Der Fußpfad lief plötzlich nach einer Landstraße aus, die die beiden Poncet für jene von Montpellier nach Cette führend erkannten. Welchen Weg mochte nun wohl Malevieur eingeschlagen haben? War er nach der rechten oder linken Seite gewandert, oder war er vielleicht in den Sumpf gerathen, der sich jenseits bis an die Ufer des Sees von Frontignan ausdehnte?

Die Schaar machte an der Landstraße Halt; ihre Füße stacken in jenem Meer von weißem, feinem Sand, wie er auf den großen Verbindungsstraßen des mittägigen Frankreichs häufig zu finden ist.

Die Wandernden blickten vorsichtig um sich, wie um sich zu berathen, welcher Weg einzuschlagen sey, als plötzlich ein auf einem Esel sitzender Bauer, der mit seinem Thiere sich gemüthlich zu unterhalten schien, des Weges kam.

»Heda, Bauersmann!« rief ihm der Vicomte im Patois zu.

Das in dieser Weise angerufene Individuum wendete den Kopf. Als es aber einen so vornehm gekleideten Mann erblickte, der seine Sprache sprach, da wollte er anhalten. Er schien jedoch den sprichwörtlichen Eigensinn seines Saumthieres vergessen zu haben. Dieses setzte mit unbezwingbarer Hartnäckigkeit seinen Weg nach Cette fort. Der Reiter fluchte, drohte, riß am Zügel, doch vergebens, Meister Langohr schien diesen Wink nicht verstehen zu wollen, schüttelte seinen rothen Kopfschmuck mit stoischer Ruhe und setzte seinen Weg weiter fort.

»Heda, Freund, gebt Antwort!« hob der Vicomte abermals an.

Hierauf fragte er ihn, ob er nicht auf der Straße einen Wanderer, den er rasch beschrieb, begegnet habe.

Der Bauer aber, der so sehr mit seinem widerspänstigen Thiere beschäftigt war, hörte die wiederholte Anrede nicht. Er hieb anhaltend auf seinen Langohr ein und stieß ihn mit dem Stachel seines Kreisels, den er in der Hand hielt. Der Reiter schien nicht sattelfest, dessenungeachtet war sein Ehrgefühl so rege gemacht, daß er sich vornahm, das halsstörrige Thier zu besiegen.

Plötzlich sprang er aus dem Sattel, wand sich den Zügel um den linken Arm, stellte sich vor Meister Langohr hin und ließ einen Hagel von Püffen auf dessen Nase und Augen regnen. Von den Prügeln und dem Staub, den die erstern hervorriefen, halb geblendet, blieb endlich die starrköpfige Mähre mit gesenktem Kopfe stehen.

»Blitz und Hagel! der Spitzbube hat seinen Herrn gefunden!« rief der Bauer mit triumphirender Miene aus, »nun mußt Du ohne dein Gefieder nach Hause wandern.«

Diese kleine Scene hatte den Vicomte sehr erheitert, obwohl Laroyère und die beiden Schiffer Zeichen von Ungeduld kundgaben. Als Mornas den Frieden zwischen dem Esel und seinem Gebieter hergestellt sah, wiederholte er die Frage.

»Ja, ja, Herr,« erwiederte der Bauer, »so eben kam er des Weges; es waren ihrer Zwei und schienen von Balaruc zu kommen und schlugen den Weg nach der großen Landstraße ein.«

»Der, den wir suchen, wandert allein,« warf Mornas ganz enttäuscht ein.

»Saperlot, so wird er einen Cameraden gefunden haben, es ist verdammt langweilig auf der Landstraße so allein zu wandern. Ich und mein Esel wir verstehen uns sonst sehr wohl, wenn er nicht gerade übelgelaunt ist. Der Mann, den ich begegnete, war so gekleidet, wie Ihr es mir beschreibt, und der Andere, der Größere, trug eine schwarze Cocarde. muß wohl meinen Sohn fragen, der Soldat war, welchem Lande diese Cocarde angehört.«

»Eine schwarze Cocarde?« rief der Vicomte ungestüm aus. »Zum Geier, das ist eine andere Sache!«

Nun fing das Befragen von Seite des Vicomte abermals an. Der Bauer, der Lust zu haben schien, sich mit seinem Langohr wieder zu versöhnen, liebkoste ihn, während er in gefälliger Weise dem Befrager Rede stand.

Eine Viertelmeile von dem Orte, an welchem man sich befand, hatten zwei gut gekleidete Männer den Seitenweg verlassen und die Landstraße nach Frontignan eingeschlagen. Sie hatten im Vorübergehen einige Worte an den Eselreiter gerichtet; da sie aber »Franzosen« waren, konnte er sich ihnen nicht verständlich machen, und sie setzten daher ihren Weg weiter fort.

Adrian schien nicht zu errathen, welchen Zweck diese Fragen haben konnteen, und drängte daher zum Aufbruch.

»Was kümmern uns diese Reisenden, lieber Vicomte; kommen Sie, behalten wir unser Ziel im Auge.«

»Was sie uns kümmern? Begreifen Sie denn nicht, daß diese Reisenden Lord Corbett und sein Helfershelfer sind? Es ist gar kein Zweifel mehr.«

»Wie wäre dies wohl möglich, lieber Mornas, daß dieser gebrechliche Reisende auf schlechten Wegen mehre Meilen zu Fuße machen könnte?«

»Wenn dieser gebrechliche Greis jener ist, für welchen ich ihn halte, so wird er noch andere Wege zu machen im Stande seyn.«

»Es ist unglaublich! Lord Corbett und sein Diener sind diesen Morgen in einem Postwagen nach Montpellier abgereist.«

»Und nun finden wir ihn auf der Straße nach Cette, zu Fuß bei einem erstickenden Staube und einer glühenden Sonne! Da steckt die Teufelei. Die ganze Geschichte wäre ja vortrefflich, wenn Ihr guter Stern oder Gott in Ihre Taschen die Ihrem Onkel entwendeten sechzigtausend Franken wieder zurückführen wollte. Unser Gauner denkt wohl nicht daran, daß er, nachdem er dem alten Hahn die letzten Federn ausgerissen, so bald trotz seiner Verkleidung aufgefunden werden dürfte. Er führte einen Streich aus, bei welchem wir ihn ertappt haben. Beim Wechseln der Postpferde verließ er die Kutsche und schlug den Weg zu Fuß hieher ein. Hätten wir meiner ersten Eingebung Folge geleistet, so würden wir nun zwecklos eine leere Postkutsche verfolgen und unsere Gauner würden von diesem vergeblichen Zeitverlust Nutzen gezogen haben. Die Schelme haben es einerseits schlecht angestellt.

Der Gebieter hat sich wohl vollkommen unkenntlich gemacht, aber die verdammte Schleife des vermeintlichen Lakeis hat auf die Fährte der Entdeckungen geführt. Trachten wir nun rasch, Ihren unglückseligen Verwandten aufzufinden und ich stehe Ihnen dafür, daß wir nicht mit leeren Händen nach Balaruc zurückkehren werden.«

Der Vicomte dankte in aller Eile dem Bauer, der während des Gespräches sein Thier bestiegen hatte und die Schaar der Suchenden setzte ihren Weg fort.

Einige Augenblicke noch hörten die Wandernden den sich nach einer andern Richtung hin entfernenden Bauer mit seinem Saumthiere; er schien ihm die Nutzlosigkeit seines Widerstandes vorzustellen und versprach ihm ein großmüthiges Vergeben, wenn er von nun an klüger seyn wollte.

Das Thier antwortete nur dadurch, daß es demüthig seine Ohrglocken schüttelte; bald aber war Alles bei einer Biegung des Weges verschwunden.

Mornas und Adrian hatten die beiden Schiffer bald eingeholt. Auf seinen Haken gestützt, stand Vater Poncet im Schatten einiger Pappeln, die den Weg beschatteten, und schien zu beobachten. Von dieser Seite erstreckte sich das Moorland bis zu einem großen Wasserbecken, das in der Nähe der großen Salzseen lag, welche mit dem See von Thau oder selbst mit dem mittelländischen Meere in nächster Nachbarschaft stehen.

Der alte Seemann wies mit dem Finger nach seinem Sohne Stephan, der in einiger Entfernung zwischen Hecken und Gesträuchwerk herumirrte.

»Wartet einen Augenblick, Ihr Herren,« sprach er lakonisch, »Stephan scheint etwas zu sehen.«

Die beiden Freunde blickten in der Richtung zu einem bebuschten Hügel hin, der ungefähr zweihundert Schritte von der Landstraße gelegen seyn mochte.

Stephan beugte sich ins dürre Gras nieder wie ein Jäger, der das Wild überraschen will.

Plötzlich kehrte er sich seinen Gefährten zu und rief sie durch eine Handbewegung.

Er selbst lief eiligst nach dem Abhang des Hügels; fast gleichzeitig hörte man das Losfeuern einer Feuerwaffe und der junge Fischer verschwand hinter einer Wellenlinie des Erdreiches.

»Die heilige Jungfrau stehe uns bei!« rief der Patron Poncet aus, indem er bleich wurde wie ein Linnen, »wenn nur meinem Stephan kein Unglück geschehen ist!«

Eilenden Schrittes lief er dem Abhang zu, hinter welchem er seinen Sohn verschwinden gesehen. Adrian und der Vicomte folgten ihm mit unbezwingbarer Hast. Nach einigen Secunden langten sie am Fuße des bebuschten Hügels, von welchem wir so eben gesprochen haben, an. Sie erblickten Stephan, er war aber nicht verwundet, nur stand er gedeckt hinter einem dichten Busch.

Er wies schweigend nach einer Art von Rasenbank auf der Spitze des Hügels, auf dieser Bank thronte in majestätischer Haltung Malevieux.

Adrians Onkel war noch in jener anspruchsvollen Toilette, in der man ihn stets zu sehen gewohnt war: schwarzer Anzug, weißes Halstuch, Diamanten und goldene Ketten; in der That eine vollständige Balltoilette. Trotz des langen und ermüdenden Weges waren die Locken seiner blonden Perrücke nicht in Unordnung gerathen.

Eine fast unmerkliche Feuchtigkeit lagerte am äußersten Rande seiner Pantalon. Dafür aber drückten seine Gesichtszüge nicht mehr jene plastische lächelnde Ruhe aus wie früher. Sein Gesicht, unbemalt und ungeschminkt, zeigte die erdfahle, leichenähnliche Färbung. Seine struppigen röthlichweißen Augenbrauen sträubten sich oberhalb der Augen, die mit unheimlichem Feuer herumrollten. Dessenungeachtet schien er eine gebieterische Stellung annehmen zu wollen, denn er schwang mit feierlicher Würde seine Pistolen, von welchen er in jeder Hand eine hielt. Seine Lippen bebten, als schien er Worte zu sprechen, die man nicht hörte.

Die kleine Schaar war in einer Entfernung von dreißig oder vierzig Schritten vom Hügel stehen geblieben.

Adrian, der seinen Onkel erkannt hatte, wollte mit weit geöffneten Armen auf ihn zueilen. Stephan hielt ihn mit Gewalt zurück.

»Hütet Euch vor dem Narren, Herr,« sprach er mit leiser Stimme, »er hat schon zweimal auf mich geschossen.«

»Er hat Dich aber doch wohl nicht getroffen, mein Junge?« fragte ihn sein Vater mit einem Anflug von Unruhe.

»O nein. Die Kugel ging zehn Fuß über meinem Kopf weg. Es ist immerhin klug, sich einem Wahnsinnigen nicht zu nähern.«

»In der That erkennt uns mein unglücklicher Onkel nicht mehr,« sprach Adrian in völlig verzweiflungsvollem Tone.

»Schau, schau,« hob der Vicomte an, indem er den Wahnsinnigen aufmerksam betrachtete, »so wäre in der That . . .«

Adrian gab ihm den Wink zu schweigen.

Malevieux richtete Blicke auf sie, die Feuer und Flammen sprühten, und indem er drohende Bewegungen machte, sagte er:

»Erfülle Dich, unglückseliges Schicksal, ich fürchte Dich nicht mehr. Ich bin Jupiter, der König der Götter, ich sitze im Olymp. Ich werde verfahren, wie ehemals die Titanen, die den Himmel stürmen wollten. Wie, so bist Du noch nicht besiegt, soll ich gegen Dich meine Blitze schleudern, soll ich Dich unter dem Berg Aetna begraben wie Enceladus? Beim Styx! nimm Dich in Acht, Du treibst mich zum Aeußersten!«

Er bewegte sein Pistol in der Richtung gegen Stephan zu, der vorzüglich der Gegenstand seines Hasses zu seyn schien.

»Es ist kein Zweifel mehr, er hat den Verstand verloren!«

»Hm,« bemerkte der Vicomte.

Die beiden Poncet schienen von dem Selbstgespräche des Wahnsinnigen nicht viel zu verstehen.

Malevieux schien sich jedoch nach und nach zu beruhigen. Nach einigen Augenblicken des Schweigens nahm seine Narrheit einen weniger feindseligen Charakter an.

Seelen der Dahingeschiedenen, was verlangt Ihr von mir?« sprach er nun wieder, indem er sich mit heiterer Miene an die Anwesenden wendete. »Ihr befindet Euch hier in dem düstern Sumpfe von Averno. Die Flüsse, die Ihr da unten seht, sind der Cocytus und der Phlegeton. Ich bin Jupiter, der in das schwarze Reich meines Bruders Pluto herniederstieg, um alle Jene zu beschützen, die ich liebe. Sollte in eurer Mitte ein unglücklicher Spieler weilen, dem kein Obolus bleibt, um die Ueberfahrt auf dem Nachen Charons bezahlen

zu können, so möge er zu mir kommen. Ich will für die armen Spieler bezahlen und sie dem Minos und dem Rhadamantus empfehlen, damit er sie sehr bald nach den elysäischen Feldern entsende, denn auf Erden haben sie ja ohnedies Höllenqualen gelitten.«

Gleichzeitig senkte Jupiter sein Haupt auf seine Brust und vergoß zahlreiche Thränen.

»Mein Onkel, mein Onkel!« klagte Adrian, »daß ich Dich in diesem schrecklichen Zustande erblicken muß!«

»Machen wir der Sache ein Ende,« sprach in barschem Tone der Vicomte; »der König der Götter dürfte vielleicht doch nicht so schlimm seyn, als er aussieht, und wir verlieren viel kostbare Zeit. Auf, Adrian, auf, Ihr wackeren Leute, folgt mir!«

Der Vicomte kletterte eiligst den Hügel hinan und seine Gefährten folgten ihm. Als der Wahnsinnige sah, daß er in dieser Weise umgeben sey, stand er plötzlich auf und bedrohte mit seinen Feuerwaffen den Vicomte, der in nächster Nähe vor ihm stand. Mornas aber warf einen so festen, durchdringenden Blick auf den Alten, daß dieser davon wie fest gebannt war, seine Feuerwaffe senkte und zitternd, muth- und kraftlos unfähig zu entfliehen dastand.

»Mein Onkel, erkenne uns, wir sind deine Freunde, ich bin dein Neffe, der Dir vergibt, was Du ihm zugefügt, und der Dich bittet, uns zu folgen.«

»Ich bin nicht dein Onkel, ich bin auch kein Irdischer, ich bin der König der Götter und stehe über Euch.«

»Nun, so bin ich das Geschick,« sprach Mornas, »und will den Jupiter bändigen.« Bei diesen Worten stürzte er sich auf den Wahnsinnigen und entriß ihm die Pistolen. »König der Götter, Du bist nun vom Geschick besiegt, das Dich nach

deinem Gemach in Balaruc bringen läßt, wo Du frühstücken kannst, denn Du magst halbtodt vor Hunger seyn.«

Adrian neigte sich voll kindlichen Wohlwollens zu dem Wahnsinnigen hin, indem er sprach:

»Sammelt eure Erinnerung, Onkel; erkennt in mir den Sohn eurer Schwester. Eure That und selbst ein Glückswechsel in meiner Lage kann die langjährigen und freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen uns gewaltet, nicht verwischen. Ich vergebe Euch und nie sollt Ihr von mir ein Wort des Vorwurfes hören, selbst wenn Ihr wieder den vollen Gebrauch eurer Sinne erlangt.«

Malevieux horchte in wahnwitzigem Stumpfsinne zu; es schien wohl einen Augenblick, als ob die Vergebung des Jünglings ihm verständlich sey, und eine Feuchtigkeit erglänzte in seinem Auge; aber bald nahm er seine starre, kalte Miene wieder an, indem er sprach:

»Ich bin Jupiter.«

»Fort, fort, Laroyère,« sprach der Vicomte, die Säumenden zur Eile antreibend, »jetzt heißt es an unsere Geschäfte denken. Vor Allem begeben wir uns nach Frontignan, das von hier nicht weit entfernt seyn mag. Poncet und sein Sohn mögen den Jupiter geleiten und ihn den Händen des Doctor Moirot in Balaruc übergeben. Ihr, meine Freunde, unterziehet Euch dieser Aufgabe und bürgt mit Leib und Leben für den Onkel Adrians.«

»Oh, nun hat er keine Pistolen mehr!« bemerkte der alte Fischer treuherzig.

»Alle Wetter!« rief Stephan aus, indem er einen prüfenden Blick auf die schwachen Formen des olympischen Jupiters warf, »ich getraue mich schon mit ihm allein fertig

zu werden; sollte er mit Händen und Füßen zu arbeiten beginnen, so . . . Nun seyd doch nur ruhig, Herr Adrian, wir werden ihn ungefährdet nach Balaruc bringen, ich verspreche es Euch.«

Während dieser Reden hatte man die Landstraße erreicht. Malevieux ließ sich führen, indem er eine außerordentliche Gefügigkeit zeigte; er war ernst, schweigsam und schritt gesenkten Blickes in ihrer Mitte. Nur zeigte sich eine gewisse Unruhe in seinen Bewegungen. Diese Unruhe trat bemerkbarer hervor, als sie auf dem Kreuzwege stehen blieben. Dessenungeachtet sprach er kein Wort, sondern wartete ab, was mit ihm geschehen sollte.

»Ist es denn rathsam, mein theurer Mornas,« hob Adrian mit etwas zagender Miene an, »daß ich in diesem Augenblick meinen Onkel verlasse und auf gut Glück einem Abenteurer nachjage, bei welchem ich mir keinen günstigen Ausgang verspreche?«

»Was wagen Sie denn? Ihr Onkel ist so viel als wie in Sicherheit gebracht; im Uebrigen setzen Sie Vertrauen in mich, denn in einigen Stunden dürften wir den elenden Gauner, den vermeintlichen Lord Corbett, bereits in unsern Händen haben.«

Als Malevieux diese Worte hörte, erbebte er, und so bleich er früher war, so dunkelroth wurde er nun im Gesicht.

»Schurke von Lord Corbett!« murrte er vor sich hin, indem er mit den Zähnen knirschte.

Hierauf schien er sich alsogleich zu beruhigen, indem er mit komischer Gravität hinzufügte:

»Ich bin der König der Götter, ich werde alle Gauner ausweisen lassen.«

»Zögern wir nun nicht länger,« warf der Vicomte

rasch ein. »Dringende Angelegenheiten können meine Gegenwart von einem Augenblick zum andern verlangen und der falsche Spieler mit seinem Helfershelfer entflieht uns, während wir hier zaudern. Laroyère, sind Sie bereit?«

»Mein lieber Mornas, darf ich, soll ich ...«

Der Vicomte neigte sich zu dem Ohre seines jungen Freundes und sprach:

»Adrian, können Sie auf die Hand einer vornehmen reichen Dame Ansprüche machen, wenn Sie ein zu Grunde gerichteter armer Teufel sind?«

Adrian schien lebhaft überrascht, als er sein so tief gehütetes Geheimniß von Mornas gekannt sah; daher antwortete er auch mit großer Entschlossenheit:

»Sie haben Recht, mein Freund; nun fort ohne Aufenthalt!«

Er neigte sich liebevoll zu seinem Onkel, der es mechanisch geschehen ließ, empfahl ihn auf's Neue dringend den beiden Poncet und schlug dann rasch mit Mornas die staubige Landstraße nach Frontignan ein, während Malevieur und seine Wächter, nicht ohne zuweilen nach rückwärts zu blicken, den Fußsteig nach den Moorgründen wanderten.

III.

Die Verfolgung.

Der Vicomte von Mornas und Adrian von Laroyère schritten im Schatten der hohen Pappeln, die am Rande der Landstraße gepflanzt waren, rasch vorwärts. Die Hitze war drückend und zu allem Unglücke fing der Sirocco, dieser in den mittägigen Gegenden so gefürchtete Seewind, zu wehen an. Der Himmel, der übrigens sehr rein war, nahm eine röthliche Färbung an und die Sonne glich einem feurigen Balle. Von Zeit zu Zeit bewegten mächtige Windstöße die dürren Gräser des Moorlandes, und während sie sich dann in den großen Bäumen verfingen, schienen sie diese zu gigantischen Bogen umwandeln zu wollen, indem sie sie bis zum Boden neigten. Der glühende Staub wirbelte in Säulen auf; der Wanderer, der in einen solchen Strudel geräth, dreht sich, vom Sande geblendet, um sich selbst, und vom glühenden Winde völlig erstickt, der ihm die Kehle austrocknet und die Lunge angreift, glaubt er sich in die Sandsteppen Arabiens versetzt, die so häufig ihre Opfer fordern. Der Sirocco hatte aber zum Glück noch nicht den Höhepunkt seiner Kraft erreicht und bildete nur die Einleitung zu jenem Kraftaufwand, mit welchem er den übrigen Tag wüthen wollte.

Adrian, der noch von seiner kürzlich überstandenen Krankheit sehr geschwächt war, konnte nur mit Mühe diese

erdrückende Hitze ertragen. Sein Gefährte, im Gegensatze zu ihm, schritt leichten Trittes mit gleichgiltiger Miene vorwärts. Die Windstöße und die Staubwolken entlockten ihm höchstens eine scherzhafte Bemerkung. Als er aber sah, mit welcher Mühe Adrian vorwärts schritt, nahm er ihn wohlwollend am Arm und sprach:

»Muth, Muth, mein junger Pariser! Lafontaine lehrt uns:

»Die Straße, die zum Ruhme führt,
Ist nicht mit Blumen tapezirt.«

Er hätte auch hinzufügen können: und zum Reichthum; doch seyen Sie deshalb nicht ungeduldig. Frontignan kann nicht mehr weit entfernt seyn, und wir finden dort Pferde, die uns weiter bringen müssen.«

»Wozu nützt uns dieses beschwerliche Wandern?« fragte Laroyère ganz niedergeschlagen. »Gesetzt den Fall, derjenige, den wir suchen, sey in der That Lord Corbett, und gesetzt den Fall, wir holten ihn ein, glauben Sie denn, er werde sich eine im Spiele abgewonnene beträchtliche Summe so leicht abnehmen lassen? Und wenn er sich weigert, sie wieder zu erstatten, welcher Ausweg bleibt Ihnen dann übrig?«

»Stehen wir ihm nur allein gegenüber, so bürge ich Ihnen für das Gelingen.«

»Wie, mit Gewalt wollen Sie ihn zur Rückgabe nöthigen? dazu kann ich mich niemals entschließen.«

»Ruhig, ruhig, mißtrauischer Jüngling! ich hätte besser gethan, mich allein dieser Aufgabe zu unterziehen; und doch hätte ich so gern gewünscht, von Ihnen, aus Gründen, die Sie vielleicht später erfahren sollen, unterstützt zu werden.«

»Sie sind zu geheimnißvoll und doch gibt es dabei

Dinge, die mich allein angehen, wie zum Beispiel ich mir nicht erklären kann, daß Sie gerade zuvor meinen heiligsten geheimsten Gefühlen eine Hoffnung gaben . . .«

»Ah, wegen Ihrer zärtlichen Neigung für eine liebenswürdige Dame in Balaruc?« erwiederte der Vicomte lächelnd. »Nun denn, so erfahren Sie, daß ich aufhören will, für Sie bis auf einen gewissen Punkt den Geheimnißvollen zu spielen. Ich will Ihnen sagen, wie ich zur Kenntniß dieses Geheimnisses gelangt bin. Ich wünsche nicht, daß Sie mich für einen Hexenmeister halten. Gestern, während Sie mit Ihrem Onkel in den Ruinen saßen, bemerkten Sie gar nicht, daß Jemand Ihr Gespräch behorchte.«

»Wie, Mornas, jener Zudringliche, den ich in die Weingärten trieb . . .«

»War ich,« entgegnete Mornas, halb gutmüthig, halb verwirrt. »Ich kehrte von einem Ausflug in der Nachbarschaft heim, und ermüdet wie ich war, schlief ich im Schatten eines römischen Bogens ein. Durch das Geräusch Ihres Gespräches aufgeweckt, belauschte ich unwillkürlich Ihre dem Onkel abgelegten Geständnisse. Eine plötzliche ungeschickte Wendung verrieth mich und in der Furcht, in dieser etwas zweideutigen Lage überrascht zu werden, nahm ich beschämt die Flucht. Meine Züchtigung besteht in dem Geständniß, das ich Ihnen für mein unwillkürliches Vergehen ablege. Nun ist es aber auch an mir,« fügte er mit gesenkten Blicken und gedämpfter Stimme hinzu, »daß Sie sich vor unangenehmen Eindrücken, die vielleicht mein Benehmen in der Folge bei Ihnen hervorbringen könnte, wahren müssen. Welches Geheimniß Sie auch immer bei mir bemerken werden, mißtrauen Sie mir niemals. Sagen Sie sich selbst, daß ich ein Mann bin, dem Sie große Dienste geleistet haben und

der einzig nur Ihr Glück im Auge hat. Sagen Sie sich selbst, daß ich auch in dem Falle, wo ich den Haß und die Verachtung der Menschen zu verdienen scheine, nur die Anrechte auf Ihre Freundschaft, Ihre Achtung und Ihr Wohlwollen beanspruchen wollte; denn Sie sind ein edler, offener Charakter, den ich wahrhaft hochschätze.«

Die letzten Worte sprach der Vicomte mit völlig schwermüthiger Feierlichkeit, so daß Laroyère seinen Begleiter staunend anblickte. Das Gesicht des Vicomte, sonst so heiter, von so fröhlichem Ausdruck beseelt, nahm plötzlich einen wehmüthigen Zug an; sein lebendiger Blick wurde feucht. Adrian, der ihm seine herzliche Theilnahme ausdrücken wollte, wagte einige Fragen an ihn zu stellen.

»Aus Barmherzigkeit, fragen Sie mich um nichts,« fiel ihm Mornas heftig in die Rede; »vielleicht dürften Sie niemals erfahren, was mein Herz bewegt, und für uns Beide wünschen wir, daß es so bleiben möge.«

Plötzlich wendete er das Gespräch und plauderte mit so viel Geist, mit solcher Feinheit, würzte seine Reden mit so viel Humor, daß trotz Wind, Ermüdung und Sorge ein heiteres, frohes Lächeln die Lippen seines Gefährten umspielte.

Frontignan war erreicht. Es war ein altes, kleines, in malerischer Gegend befindliches Städtchen, knapp am See des gleichen Namens gelegen. Die Thürme, die einst zum Schutze des Städtchens dienten, waren gänzlich verschwunden, aber die Wälle standen noch wie zu Zeiten Peters von Aragonien und der Königin Marie.

Ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, überschritten die Reisenden die Thore der Stadt und begaben sich nach dem einzigen Gasthofe des Ortes.

Da es zur Zeit der Weinlese war, so waren alle Häuser der Stadt von oben bis unten mit süßduftenden Trauben behangen, die in der glühenden Sonne herrlich trockneten. Diese reizende Ausschmückung zog kaum ihre Blicke an. Adrian, bereits erschöpft, konnte kaum mehr vorwärts kommen; der Vicomte war genöthigt, ihn völlig zu unterstützen, indem er ihm ganz leise Muth einsprach.

Ein Strauß dürren Reisigs und eine Inschrift auf bemaltem Papier, die oberhalb einer Thüre hingen, belehrte sie, daß sie endlich in der sehnlichst gewünschten Herberge angelangt seyen.«

Die Wirthin selbst empfing sie, indem sie ihre dampfende Suppenschüssel verließ, mit deren Inhalt sie ihre Familie bewirthete.

Mornas forderte Erfrischungen für seinen Gefährten und während sich dieser in einen Sessel warf, um auszuruhen, befragte Mornas im Patois des Landes die Wirthin um zwei Wanderer, die, wie er muthmaßte, eine Stunde früher durch Frontignan gekommen seyn mochten.

Während ein Diener Speise und Trank für Adrian herbeibrachte, bemerkte die Wirthin, daß in der That zwei Reisende, ähnlich der ihr gemachten Beschreibung, bei ihr eingetreten seyen. Der größere von beiden aber trug weder einen Hut noch eine schwarze Schleife, sondern eine reichgallonirte Mütze.

»So haben sie eingesehen, daß sie die schwarze Cocarde zu kenntlich mache,« erwiederte kopfschüttelnd der Vicomte, »sämmtliche verrätherische Kleidungsstücke werden in den See gewandert seyn. Leider kommt die Vorsicht zu spät. Nun denn, meine Freundin,« fuhr er zur Wirthin gewendet fort,

»Ihr dürftet wohl wissen, welche Richtung diese Männer eingeschlagen haben.«

»Wenn ich es sagen könnte, Herr! Sie begehrten Pferde und einen Führer und ließen sich zur Grotte von Miraval geleiten. Das ist nemlich eine schwarze Höhle, die sich alle »Franzosen«, die unsere Gegend besuchen, zeigen lassen.«

Diese Antwort schien Mornas zu verwirren.

»Werden Sie nun wohl erkennen, theurer Vicomte,« begann nun Adrian, »daß die Leute, deren Fährte wir verfolgen, n i c h t Lord Corbett und sein Diener seyn können? Ihre Personsbeschreibung paßt nicht auf jene, die wir suchen. Nimmer werden zwei Männer, die sich nicht in Sicherheit wissen, eine müßige Neugierde befriedigen, indem sie eine Merkwürdigkeit des Landes aufsuchen. Wir haben es hier mit friedfertigen Touristen zu thun, die sehr unangenehm überrascht wären, wenn sie den Verdacht, den sie uns einflößen, erführen.«

»Sie können Recht haben, Laroyère, aber dessenungeachtet lehrt mich ein Vorgefühl, daß wir auf der rechten Fährte sind. Glauben Sie meiner Eingebung und folgen Sie mir; sollten Sie jedoch zu ermüdet seyn, um die Reise nicht fortsetzen zu können, so erwarten Sie mich hier, ich hoffe ohne Sie . . .«

»Und wenn es in die Hölle ging, so würde ich Sie begleiten,« unterbrach ihn Adrian mit Festigkeit, indem er aufsprang. »Es wäre mir unmöglich, ruhig zu bleiben, mein Freund, während Sie Gefahr laufen. Verschaffen wir uns Pferde und ich begleite Sie nach den Grotten von Miraval und selbst noch weiter, wenn es gilt.«

»Ihr Muth macht mich glücklich,« entgegnete der Vi-

comte sichtbar befriedigt; »er verdient umsomehr Anerkennung, als Sie in den Erfolg unserer Wanderung nicht viel Vertrauen setzen. Doch nur Geduld, junger Freund, später werden Sie meiner Beharrlichkeit Dank wissen.«

Hierauf wendete sich der Vicomte an den Wirth und verlangte Pferde und einen Führer. Anfangs verweigerte dieser unter vielerlei Vorwänden das Begehren; nur den Führer versprach er in der Person seines Sohnes, eines zwölfjährigen Jungen, zu stellen. Die Pferde aber versagte er hartnäckig. Der Vicomte nahm ihn nun bei Seite und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Plötzlich änderte der Wirth sein Benehmen, ward höflicher, fast ängstlich und nach Verlauf von zehn Minuten verließen die Reisenden sammt dem zwölfjährigen Führer in größtem Galopp das Städtchen Frontignan, um sich nach den Grotten von Miraval zu begeben.

Das freie Feld war bald erreicht. So groß aber ihre Ungeduld war, nach den Grotten zu kommen, so sehr mußten sie ihre Schritte mäßigen, denn der Sirocco wüthete mit ganzer Gewalt und die Sonne stand im Zenith. Die Luft glühte, der Kiessand peitschte das Gesicht der Reisenden und verursachte schmerzhafte Risse auf der Haut. Oliven- und Pfirsichbäume knarrten unter der Gewalt dieses Wirbelwindes, der sie trotz ihrer gewaltigen Wurzeln völlig zu zerschmettern drohte. Fast jeden Augenblick standen die Pferde stille, bäumten sich, versuchten umzukehren und die Reiter, im ewigen Kampfe mit dem Orkan, der ihre Gewänder und Hüte bedrohte, vom Kiessand fast geblendet, waren unfähig, die scheugewordenen Thiere bewältigen zu können.

Diese Hindernisse, die durch den grellen Widerschein des Lichtes auf der kiessandigen Landstraße nur noch mehr

Schwierigkeiten boten, verzögerten sehr das Weiterkommen der Karavane. Es gab daher nur den einen Trost für den Vicomte, daß Diejenigen, welche er verfolgte, denselben Schwierigkeiten und Hindernissen ausgesetzt seyen und Dank diesen Umständen man sie um so leichter zu Pferde einholen konnte.

Eine Stunde war man bereits in dieser Weise fortgezogen; schon mehremale hatte Mornas den jungen Führer befragt, ob man bald die Grotte erreicht habe; dieser aber, ganz geblendet von Kies, Sonnenlicht und Hitze, begnügte sich nur stets mit der momentanen Redeweise: bald, bald! zu antworten.

Endlich verließ man die Landstraße und schlug den Seitenweg längs der Felsenwand ein; ein Wasserfall stürzte von dieser hernieder. Es war ein ungebahnter von grünen Bäumen beschatteter Weg.

Der Wasserfall floß in ein Bett von Wiesenblumen. Der Wind fand hier keinen so großen Widerstand und seine unbändige Wuth war bald gebrochen; die Wolken von Kiessand und Staub waren weniger dicht und erstickend; Reiter und Rosse athmeten leichter. Je näher man den Felsen kam und in ihr Labyrinth einbog, desto ruhiger ward die bewegte Luft. Die Grillen, die in der Nähe der Landstraße beharrlich schwiegen, zirpten nun wieder munter unter dem saftigen Grün am Rande des Baches und buntscheckige Schmetterlinge umflatterten die Aehren der Goldruthe und des Lorbeers.

Als man endlich einen kleinen freien Platz inmitten der Felsen erreicht hatte, erkannte man nur an der röthlichen Färbung des Himmels und an dem dumpfen Gebrause in der

Luft, daß der Sirocco noch nicht aufgehört habe, in der Ebene zu wüthen.

Die Felsen waren mit Gesträuchen, Farrenkräutern und Springgurken bedeckt, von denen letztere bei der leisesten Berührung ihre klebrigen Körner auf die Vorüberkommenden schleuderten. Das Erdreich war mit den üppigsten Pflanzen und Blüthen übersäet, hätte man sie pflücken gewollt, so lief man Gefahr, die an der heißen Glut der Sonne sich weidenden giftigen Scorpionen, gefleckten Eidechsen und Vipern zu stören, die in den beweglichen Büschen von Eisenhut, Wolfszahn und Glockenblumen lagerten. Am Fuße eines steilen Berges, Angesichts der Reisenden, öffnete sich die Grotte, die man suchte.

Der Eingang hierzu war bequem, einladend mit Scolopender und Weinreben umkränzt, deren reiche Früchte in üppigen Ranken die Wölbung deckten. Der Bach entsprang hier und das Auge konnte für einige Momente seinem Silbergeäder im Innern der dunklen Grotte folgen.

Ein Umstand überraschte die Reisenden mehr noch, als die malerischen Reize dieser Gegend; es waren nemlich drei Pferde, die an einen Feigenbaum am Eingang der Höhle gebunden waren und gesattelt und gezäunt, wie sie waren, die Rückkehr ihrer Reiter zu erwarten schienen.

Der Vicomte sprang lustig vom Pferde.

»Wir kommen gerade zurecht!« rief er aus; »sie sind noch da; es wird uns gelingen.«

Adrian war ebenfalls vom Pferde gesprungen.

»Mornas, seyen Sie auf Ihrer Hut,« sprach Laroyère voll Unruhe, »ich wiederhole es Ihnen, seyen Sie vorsichtig, um ja keinen Irrthum zu begehen. Ein Criminalprozeß würde weder meine noch Ihre Sache besser machen.«

Der Vicomte lachte.

»Sie sind ja doch Advocat; das wäre eine gute Gelegenheit, Geld zu ersparen und Ihrer Beredsamkeit ein weites Feld zu eröffnen.«

Adrian schien dieser Scherz schlecht zu munden; er nahm sich vor, seinen Freund nicht einen Augenblick zu verlassen und wenn es gelte, bei ihrer Verhandlung vermittelnd aufzutreten.

Man band die Pferde neben den andern fest und nachdem der junge Führer versichert hatte, daß man keine Gefahr liefe, sie einige Augenblicke zu verlassen, beeilten sich die Reisenden in die Grotte einzutreten.

Es herrschte daselbst eine erfrischende Kühle, die bei dieser glühenden Hitze sehr angenehm war. Einige hundert Schritte gab das Licht, welches vom Eingang hereinfiel, genügende Beleuchtung, um vorwärts zu schreiten. In weiterer Entfernung aber war es nothwendig, Fackeln anzuzünden, die von Frontignan mitzunehmen der Vicomte die Vorsicht hatte; nun konnte man sich in die Dunkelheit wagen, indem man dem Laufe des Baches folgte, welchem ohne Zweifel diese Höhlung ihr Daseyn verdankte.

Bald öffneten sich den Augen der geblendeten Beschauer die Wunder dieser unterirdischen Grotte. Der Tropfstein hatte die herrlichsten und zugleich wunderlichsten Formen angenommen. An der Wölbung prangten Arabesken und Verzierungen, als wären es Gebilde aus Stein. Weiterhin meinte man, der Alabaster habe Obelisken, Orgelpfeifen, in Falten gelegte Draperien, Palmenbüsche, gothische Zierathen &c. geformt. Man hätte diese Wunder der Natur für Kunstwerke halten können. Jeden Augenblick tauchten im Schatten unbewegliche Gespenster auf; es schie-

nen Frauengestalten in langwallenden Schleiern zu seyn oder Schreckensgestalten phantastischer Thiere. Es gehörte eine Beherrschung seiner Einbildungskraft dazu, um diese Schöpfungen nicht dem Griffel eines geschickten Bildners zuzuschreiben.

Das Licht der Fackeln, das diese halbdurchsichtigen Formen beschien, verlieh ihnen einen luftigen Anstrich, ja fast einen übernatürlichen Charakter, und die Wasseradern, die sich ringsum ausbreiteten, schmückten sie mit Perlen und Diamanten, um ihren Zauber zu vollenden.

Obwohl Adrian innerlich sehr bewegt war, konnte er diesem prachtvollen Museum der Natur nichtsdestoweniger seine Bewunderung nicht versagen. Gerne wäre er bei diesem oder jenem Wunder stehen geblieben, doch Mornas, der viel nüchterner war, ließ ihm keine Zeit dazu und drängte beständig vorwärts. Er hatte nur jenen Mann im Sinne, den er in den Eingeweiden der Erde aufzusuchen genöthigt war, und war erstaunt, von ihm noch immer keine Spur zu finden. Mehrmalen war er schon stehen geblieben, seinem Gefährten ein Zeichen gebend und horchend bei dem leisesten Geräusch. Man hörte aber nur das Rauschen des Baches, das dem Flüstern zweier Liebenden glich, oder das Fallen der Tropfen, die, indem sie vom Gewölbe auf die Tropfsteingebilde herniederflossen, den sanften und melodischen Tönen einer Harmonica ähnlich klangen.

»Hat die Grotte mehre Ausgänge?« fragte endlich der Vicomte den jungen Führer.

Der Bursche antwortete verneinend.

»Das ist gut; nun vorwärts! es ist nicht zu fürchten, daß er uns entgehe.«

Man schritt auf dem feuchten Boden vorwärts. Zu-

weilen war die Höhle sehr schmal und die Alabastergebilde schienen den Raum zu verengen, dann wurde er wieder so weit, daß die Fackeln nicht im Stande waren, denselben zu erhellen. Nun glaubte man auf einer Erhöhung Condors und Hippogryphen zu schauen, die mit weit ausgespannten Flügeln in dem Raum zu schweben schienen, während weiße Gespenster aus ihren düstern Nischen den neugierigen Wanderer mit ihrem Finger zu bedrohen Miene machten.

Je weiter man in der Grotte vorwärts drang, desto zahlreicher, desto riesenhafter zeigten sich diese Gebilde. Sie schienen sich beim Scheine der Fackeln zu beleben und das Gemurmel des Baches diente ihnen als Stimme, um gegen die Entweihung ihres Wohnsitzes durch Menschen Klage zu führen.

Mornas war plötzlich stehen geblieben, er streckte den Arm aus und bezeichnete einen neuen Gegenstand in einiger Entfernung: zwei feurige Punkte leuchteten in der Dunkelheit wie die Sterne am nächtlichen Himmel.

»Da sind sie,« sprach er mit Befriedigung; »ich sehe ihre Fackeln.«

»Ganz richtig,« erwiederte der Führer; »sie sind am See angelangt und können nicht weiter, in einigen Minuten haben wir sie eingeholt.«

Durch diese Mittheilung ermuthigt, verdoppelten die andelnden ihre Schritte.

Nun hatte man einen Raum erreicht, groß und weit wie ein öffentlicher Platz, dessen unermeßliche Tiefe das unbewaffnete Auge nicht ergründen konnte.

Alabastersäulen trugen die Wölbung, aber nur bis zu einer gewissen Höhe waren die Fackeln im Stande, ihre

Formen zu beleuchten, da deren äußerster Stützpunkt sich in Nacht und Nebel verlor.

Dieser Saal mußte noch sehr weit auslaufen, aber es war unmöglich, vorwärts zu dringen, da ein See mit durchsichtigem Gewässer, der dem Bächlein der Grotte ohne Zweifel Leben gab, einen unübersteigbaren Damm bildete. Das Licht der Fackeln bildete feurige Streifen auf dem todten Gewässer, das der classische Malevieux mit dem Flusse Cocytus und dem Lethe verglichen hätte.

Fische Kinder der Nacht, vom ungewöhnlichen Lichte angezogen, schwammen neugierig an die Oberfläche des Wassers und ließen auf Augenblicke ihr silbernes Schuppenkleid unter dem krystallhellen Wasserspiegel erglänzen. Im Uebrigen herrschte eine starre Ruhe, ein Schweigen, eine eisige Dunkelheit in diesen unterirdischen Räumen, durch welche sich der Mensch geängstigt, so schwach und klein fühlte.

Adrian war lebhaft angeregt. Seine äußern Eindrücke wirkten auf seine geheimsten Gedanken zurück und stellten ihm diesen düstern Ort als den Schauplatz eines furchtbaren Kampfes, einer tragischen Scene dar. Ein Schauer, der nicht von der Kühle des Ortes allein auszugehen schien, schüttelte seine Glieder; er empfand eine Scheu, die Fremden näher zu betrachten, die am Ufer des Sees mit den Fackeln in der Hand die Ankömmlinge mit Höflichkeit zu erwarten schienen.

Es waren ihrer Zwei, den Führer ausgenommen, der sich dem Sohne des Wirthes, als er ihn erkannte, freundschaftlich näherte.

Der eine der Reisenden hielt sich wie ein Untergebener in einiger Entfernung und begnügte sich achtungsvoll zu

grüßen. Der Andere kam den Fremden mit höflicher Miene entgegen: es war ein Mann von reifen Jahren, doch frisch und feurig, mit anständiger Kleidung, von feinen Manieren.

»Willkommen, meine Herren,« sprach er in freimüthigem Tone; »ich bedaure, Sie nicht als meine Gefährten gehabt zu haben, als ich diese reizenden Schreckensgebilde bewunderte. Wir Franzosen ermüden leicht in der Bewunderung, wenn wir allein sind.«

Adrian und der Vicomte hatten sich leicht verneigt, aber weder der Eine noch der Andere beeilte sich zu antworten. Sie hüteten ein Stillschweigen und betrachteten den Fremden mit Neugierde.

Nichts erinnerte mehr an Lord Corbett; der alte englische schweigsame Podagrist von Balaruc war verschwunden und hatte einem fröhlichen, regen, gewandten Manne Platz gemacht, der seine Gegner zu verwirren hoffte. Doch Mornas war schwer zu täuschen; voll Ironie antwortete er:

»Oh, Mylord, wenn Sie erfreut sind, Herrn Adrian von Laroyère und mich zu sehen, so sind wir gleichfalls ganz entzückt, Sie zu begegnen; wir haben genug ausgestanden bisher. In der That kann ich Ihnen nur Glück wünschen, Lord Corbett, zu Ihrer raschen Heilung. Gestern noch waren Sie an Ihren Schlafstuhl gefesselt, und heute schon, zu Fuß und zu Roß, durchziehen Sie die Landstraßen. Selbst Ihre Zunge hat sich gelöst, und was das größte Wunder ist, der Engländer vom reinsten Wasser, der kaum zwei französische Worte radebrechen konnte, drückt sich nun mit Bündigkeit und Reinheit in dieser Sprache aus. Doctor Moirot wird stolz seyn auf die Cur, welche die Wasser von Balaruc auf so schnelle Art und in so wunderthätiger Weise bewirkt haben.«

Der Reisende, an den dieser Hohn gerichtet war, schien nicht im geringsten darüber verwirrt; er zeigte nur ein großes Erstaunen.

»Mein Herr,« begnügte er sich zu sagen, »Sie täuschen sich; ich bin kein Engländer und komme nicht von Balaruc. Ich komme von Cette und reise zu meinem Vergnügen. Da ich ein leidenschaftlicher Kunstfreund bin, so halte ich mich von Zeit zu Zeit an interessanten Orten auf und sammle Skizzen; deshalb habe ich auch die Grotte von Mireval besucht.«

Gleichzeitig wies er ein prachtvolles Album vor, das er unter dem Arme trug und welches Zeichnungen zu enthalten schien.

Adrian war völlig vom Irrthum überzeugt.

Er war im Begriffe, einige Entschuldigungen zu stammeln, als der Vicomte näher trat und sprach:

»Sind Sie toll, sich von einer elenden Komödie berücken zu lassen? Die Sache ist gut ausstudirt, wird jedoch hier nicht gelingen, dem Mylord Corbett ist seine Metamorphose täuschend gelungen; leider ist sein Crispin nicht von gleicher Stärke, um sich mit ihm messen zu können. Näher da, John,« sprach er, dem andern Reisenden winkend, der Miene machte, sich hinter dem Führer zu verbergen, »näher da, obwohl Ihr die schwarze Schleife nicht mehr an eurem Hute tragt, seyd Ihr dennoch erkannt worden, und es wäre unnütz, versuchtet Ihr es, Euch noch länger zu verbergen.«

Der angeredete Bursche trat mehr aus Gewohnheit denn aus Furcht näher, und Adrian selbst gewann die Ueberzeugung, daß er sich Angesichts der langen Gestalt und frechen Physiognomie des Corbett'schen Lakei befand.

»Der Junge ist in der That ein Englishman,« erwiederte der Fremde, ohne sich durch die Verdachtgründe des Vicomte einschüchtern zu lassen, »und da die Mehrzahl der englischen Diener John heißen, so . . .«

»Genug, mein Herr. Rechnen Sie nicht zu sehr auf unsere Geistesarmuth und die Dunkelheit dieser Grotte. Sie sind der vermeinte Lord Corbett und dieser Lümmel da ist John. Wagen Sie es nicht länger, uns das Gegentheil glauben zu machen.«

»Und wenn ich jener Lord Corbett wäre,« sprach der Reisende voll Frechheit, »was würden Sie von mir wollen? was könnten Sie von mir erwarten?«

»Nichts weiter, als daß Sie die im unrechtlichen Spiele dem Vormunde dieses Jünglings abgenommenen sechzigtausend und einige hundert Franken diesem Jüngling zurückerstatten.«

»Abgenommen?« wiederholte Lord Corbett voll Unwillen.

»Ja, abgenommen, oder gestohlen, oder geraubt, wie Sie wollen, es kommt mir nicht auf einen Ausdruck an; jedenfalls aber erstatten Sie unverzüglich die Summe, die Sie in Ihrem Portefeuille bei sich führen, oder . . .«

»Mein Herr, welche Frechheit! Wenn ich nur meinem gerechten Zorne Gehör schenkte, so . . .«

»Genug der Gaunerei, Herr Mylord!« unterbrach ihn der Vicomte mit würdevollem Tone. »Nur die Gewohnheit, fremde Titel auszuborgen, macht Sie so frech, Herr Joseph Bernard!«

Als der vermeintliche Lord diesen Namen hörte, taumelte er völlig zurück und wurde kreidenbleich.

»Wie! Joseph Bernard ist es?« rief Laroyère aus. »Es ist dieser berüchtigte Zigeuner, von welchem mir mein Onkel so Vieles mitgetheilt und der in allen Spielhäusern von Europa seine Opfer zählt?«

»Er selbst, Adrian; es ist nur bedauerlich, daß Ihr Onkel sich weniger seines Gesichts als seines Rufes erinnerte.«

Als aber der Vicomte bemerkte, daß der sogenannte Lord wuthschnaubend aus der Tasche zwei Pistolen holte, da trat er ihm kühn entgegen, indem er in verachtungsvollem Tone sprach:

»Laßt eure Waffen ruhen, Monsieur Bernard; Ihr wißt so gut wie ich, daß Ihr Euch derselben nicht bedienen werdet. Das ist nicht euer Industriezweig, und wohl werdet Ihr wissen, welcher Gefahr Ihr Euch aussetzet, wenn Ihr mit diesen kleinen Instrumenten spielt.«

Er bemächtigte sich der Waffen und schleuderte sie in den See. Die ewig starren Gewässer empfingen mit dumpfem Getöse die wunderliche Gabe, die in der Unendlichkeit des Raumes ein tausendfaches Echo hervorrief.

»Gebt dem Herrn von Laroyère gutwillig das Geld zurück, das ihm gehört. Befolgt Ihr diesen meinen Rath, so könnte ich mich herbeilassen, gegen Euch und euren getreuen Helfershelfer nachsichtig zu verfahren. Ich glaube, der Schelm heißt Theodor Verbachu oder so ähnlich.«

Nun zeigte der Diener plötzlich eine große Angst.

»Aber bei allen Teufeln, Herr, wer sind Sie, daß Sie uns so gut kennen?« fragte der Ex-Lord ganz verblüfft über diese Autorität, deren Ursprung er nicht kannte.

»Nun, Bursche, weil Du so neugierig bist, will ich es

Dir sagen,« sprach der Vicomte, »dies wird Dich vielleicht eines Bessern überweisen.«

Der Vicomte packte bei diesen Worten den falschen Spieler beim Knopfloch, schleppte ihn eine Strecke weit seitwärts und besprach sich mit ihm in leisem Tone.

Die geheime Sorge Adrians verminderte sich trotz dieser Unterredung nicht. Ein Kampf zwischen den beiden Männern schien ihm unvermeidlich. Die steilen Ufer des schwarzen Sees bildeten einen klaffenden Abgrund, in welchen leicht ein unerwarteter Angriff Einen oder den Andern stürzen konnte.

Adrian war gefaßt, jeden Augenblick dem bedrohten Freunde beispringen zu müssen. Der vorgebliche Diener des entlarvten Gauners Joseph Bernard und die beiden Führer schienen seine Befürchtungen zu theilen; sie beobachteten die leiseste Bewegung der Sprechenden und belauschten voll Angst und Sorge ihr Geflüster, das sich immer mehr verlängerte und unter der Wölbung der echoreichen Höhle an Kraft zuzunehmen schien.

Die Furcht war jedoch unbegründet.

Die anfänglich feindselige Haltung des Joseph Bernard oder Lord Corbett, wenn wir ihn noch so nennen wollen, wich einer bescheidenen und ängstlichen Miene; ja er schien selbst um Gnade zu flehen. Nach längerem Hin- und Herreden übergab er dem Vicomte einen Gegenstand, den er aus der Tasche zog. Mornas kehrte zu Adrian zurück.

»Mein lieber Laroyère,« sprach er zum Jüngling gewendet, »ist es nicht ungefähr eine Summe von zweiundsechzigtausendfünfhundert Franken, ungefähr sag' ich, die Ihr Onkel seit etwa zwei Monaten an Lord Corbett verloren hat?«

»Sie haben den Brief des Notars gesehen,« antwortete Adrian voll Erstaunen; »aber wozu diese Frage, lieber Mornas?«

Ohne zu antworten ließ sich der Vicomte auf einen herabgestürzten Tropfsteinfelsen nieder und öffnete das reichhaltige Portefeuille, das ihm der falsche Spieler übergeben hatte, und zählte Stück für Stück die es enthaltenden Bankbilleten.

Bei diesem Anblick machte der Diener oder vielmehr Raubgefährte Bernard's einen Satz in die Höhe.

»Wie, Du Thor!« rief er mit dem Ausdruck der Wuth aus, »ist es möglich, daß Du Dich herbeiließest, das Geld auszuliefern? Ich widersetze mich diesem Verfahren, ich werde nimmer dulden . . .«

»Ruhig!« sprach der Andere.

Hierauf flüsterte er ihm ein Wort zu, worauf John sich ebenso geschmeidig und demüthig zeigte, wie sein vorgeblicher Gebieter.

Der Vicomte hatte die Bankbillete zu zählen aufgehört, stand auf und überreichte ein großes Packet dieser kostbaren Papierstreifen dem Jüngling.

»Da haben Sie Ihr Eigenthum zurück, mein lieber Adrian; Sie können sich übrigens überzeugen,« fügte er hinzu, indem er ihm den Inhalt des noch geöffneten Portefeuilles wies, daß der Mylord noch einen tüchtigen Vorrath dieser unbezwingbaren Hilfstruppen besitzt. Täusche ich mich nicht, so wird Seine Herrlichkeit binnen wenig Tagen, wenn ihm der Teufel beisteht, sein Capital wieder verdreifachen.« Indem er aber Corbett scharf anblickte, fügte er in bedeutungsvollem Tone hinzu: »sicherlich außerhalb des französischen Territoriums; Du verstehst mich wohl, Bernard? ich

lasse Dir drei Tage Zeit, um über die französische Grenze zu gelangen; ist dieser Zeitraum verstrichen und Du befindest Dich noch auf französischem Boden, dann sey Dir Gott gnädig.«

Adrian schien mittlerweile zu zögern, die große Summe annehmen zu wollen und drehte das Packet in den Händen hin und her.

»Kann ich aber auch mit gutem Gewissen die ganze Summe annehmen?« sprach der Jüngling mit Festigkeit, »und ist es im Bewußtseyn vollen Unrechts geschehen, daß mir mein Eigenthum, auf welches ich in der That die reellsten Ansprüche habe, übergeben wurde?«

»Das sind Scrupel, wie sie mir in dieser Weise noch nicht vorgekommen sind!« rief der Vicomte achselzuckend aus. »Höre, Bernard, sprich, beruhige das Gewissen dieses zu ängstlichen Jünglings. Er ist Advocat und glaubt sich nicht streng genug in Bezug des Mein und Dein zeigen zu können.«

Ein scharfer Blick lehrte aber gleichzeitig den falschen Spieler, was er zu antworten habe, und sich in die unabänderliche Nothwendigkeit fügend, sprach er in bittersüßem Tone:

»Nehmen Sie diese Summe, Herr, ich habe sie zwar Ihrem Onkel abgewonnen, da aber dieser, wie es scheint, kein Recht hatte, sie zu verlieren und ich ein zu ehrlicher Mann bin, um . . . um . . . nun denn, so gebe ich sie zurück,« ergänzte er hastig, als er bemerkte, daß der Vicomte ein Gesicht schnitt, als er das Wort »ehrlicher Mann« hörte.

»Du hast Dich genug gut aus der Sache gezogen, Ber-

nard!« rief Mornas aus, »und nun werden Sie wohl ganz zufrieden seyn, Adrian?«

»Alle, die hier anwesend sind, haben diese Erklärung gehört und in dem Augenblicke, als die Wiedererstattung freiwillig geschehen ist, zögere ich auch keinen Augenblick, sie anzunehmen.«

»Da nun die Sache abgethan ist, lieber Adrian, so wollen wir die Wunder dieser Grotte mit Muße betrachten. Was Sie anbelangt, Herr Mylord, so wird Sie wohl Ihr Reiseziel drängen, Ihren Besuch hier abzukürzen. Uebrigens wußte ich gar nicht, daß Seine Herrlichkeit einen so ausgesprochenen Geschmack für die Wunder der Natur haben. Ohne diesen seinen Hang, die reizenden Schreckensgebilde zu besuchen, wäre es uns schwerlich gelungen, ihn einzuholen. Ich kenne aber die Gewohnheiten der Personen seines Standes. An solchen Orten begegnet man häufig reiche Reisende; die Wunder der Natur fordern zu gleicher Bewunderung auf; man macht gemeinschaftliche Reise zusammen, man wohnt in einem Hôtel, man schließt sich immer mehr an einander und die ins Garn gelockten Tauben verlassen endlich gefiederlos die Gesellschaft des Habichts. Nicht Allen gelingt es so gut wie uns.«

Corbett antwortete nur durch ein verlegenes Lächeln dieser boshaften Bemerkung; er erklärte, dringender Geschäfte wegen, seine Reise mit seinem Gefährten eiligst fortsetzen zu müssen, um sich über Marseille nach Piemont zu begeben.

Adrian schien auch weiter keine Lust zu haben, die Grotte besehen zu wollen und so entschloß sich Mornas gleichfalls aufzubrechen.

»Nun denn, meine Herren,« sprach er, »erlauben Sie

mir, bei Ihnen hier die Honneurs zu machen: Sie gehen voran, wir folgen.«

Corbett und sein Helfershelfer schritten dem Eingang der Grotte zu von ihrem Führer begleitet. Adrian und der Vicomte folgten. Mornas ließ trotz seiner scheinbaren Sicherheit und Ruhe die beiden Spitzbuben nicht aus den Augen; seine Hand hielt in der Tasche seines Rockes eine jener Pistolen, die er dem tollen Malevieux abgenommen hatte.

Man verließ die Grotte und Jeder bestieg ein Pferd. Die Abschiedsbegrüßungen waren kurz, wie man sich vorstellen kann. Corbett und John waren schweigsam und verblüfft, nichtsdestoweniger grüßten sie, als sie im Sattel saßen, mit mehr Frechheit als Zaghaftigkeit.

»Eine glückliche Reise, meine Herren, und gute Geschäfte in der Fremde!« rief ihnen Mornas in seiner gewohnten spöttischen Weise zu, »ich sage aber nicht auf Wiedersehen, denn diese Begegnung könnte Euch nicht zum Vortheil gereichen!«

Die zwei Gefährten antworteten nicht, sondern entfernten sich eiligst mit ihrem Führer. Als sie schon eine ziemliche Strecke entfernt waren, fingen sie heftig zu gesticuliren an, als ob sich ein arger Streit zwischen Beiden entsponnen hätte.

»Nun, Adrian, bedauern Sie es noch, die Ermüdung und den Sirocco nicht gescheut zu haben, um diesen Gaunern nachzujagen?«

»Sie haben mir einen Dienst erwiesen,« erwiederte Laroyère, »den ich mein Lebelang nicht vergessen werde. Dank Ihrer Güte, nun werden ich und mein unglücklicher Onkel von Noth und Elend nichts mehr zu fürchten haben. Mit den noch übrigen Trümmern meines Vermögens wird es mir leicht

werden, mir eine anständige Stellung zu gründen. Ich beschwöre Sie nur, mir nun zu sagen, durch welche Zauberei es Ihnen möglich war, ohne scheinbare Anstrengungen diese Gauner einzuschüchtern?«

»Das war keine Zauberei. Ich kenne diese Industrieritter, habe sie in Paris, dann in den Bädern von Baden-Baden und jenen der Pyrenäen kennen gelernt. Ich habe sie ganz einfach mit dem Gerichte bedroht. Das ist eine Bekanntschaft, die sie nicht gern erneuern möchten. Doch lassen wir das jetzt. Bald hoffe ich Ihnen wichtigere Dienste zu leisten, da ich mich deren noch nicht entledigt halte.«

»Wichtigere Dienste?« erwiederte der Jüngling seufzend. »Oh, Mornas, es gibt Bekümmernisse, gegen die selbst die Ergebenheit eines treuen und einflußreichen Freundes ohnmächtig ist.«

»Meinen Sie, Adrian? Nun wir wollen es dessenungeachtet versuchen.«

»Was sagen Sie? Sie kennen die geheime Leidenschaft, die mein ganzes Denken erfüllt? Wollten Sie mir beistehen, den Gegenstand meiner heißesten Wünsche zu erlangen?«

»Warum nicht, mein Freund!«

»Welche Mittel stehen Ihnen zu Gebote?«

»Das ist m e i n Geheimniß!«

»Mornas, aus Barmherzigkeit sagen Sie mir, welchen sonderbaren Einfluß üben Sie über Alles, was Sie umgibt, aus? Da ich durch die mächtigste Sympathie an Sie gebunden bin, obwohl wir nur durch Zufälle mit einander bekannt sind, fassen Sie nun auch Vertrauen zu mir, sagen Sie mir Ihrerseits doch endlich auch, wer Sie sind.«

»Nichts, weiter nichts, als was ich scheine. Der Zufall ist mein Führer und es liegt mir daran, dem wackern Jüngling, der mir das Leben rettete, meine Dankbarkeit zu beweisen. Doch nun nichts weiter davon. Setzen wir unsern Weg rasch fort.«

Er trieb sein Pferd über den blumigen Pfad, der nach der Landstraße führte, rascher an. Laroyère ritt knapp hinter ihm; der glühende Hauch des Sirocco eben so wie die Staubwolken und der laute Hufschlag der Pferde hinderte während der fernern Reise jedes weitere Gespräch.

In Frontignan hielt man sich nur eine Minute auf, um dem Wirthe zu sagen, daß man die Pferde bis zu der nach Balaruc führenden Verbindungsstraße behalte. Dort angelangt stiegen die Reisenden von den Pferden und schickten sich an, den Führer und die Thiere abzusenden, um die kurze Strecke, die nach dem Badeorte führte, zu Fuß zurückzulegen. Als sie sich dem Moorlande näherten, erblickten sie schon von Weitem einen Mann, der mit großen Schritten auf sie zukam, indem er ein Papier oberhalb seines Kopfes schwang. Sie erkannten in ihm bald den Schiffer Poncet, der sich noch immer auf seinen Haken stützte.

»Ich wette, daß dieser Brief an mich gerichtet ist,« sprach der Vicomte mit sichtbarer Enttäuschung.

»Alle Wetter! Ja, mein Herr,« rief ihm der in Schweiß gebadete Seemann in seinem schlechten Französisch zu. »Dieses Schreiben ist soeben mittelst Staffette von der Präfectur zu Montpellier angelangt. Da aber, wie man mir sagte, darauf steht: sehr eilig, so übertrug mir Doctor Moirot diese Botschaft, da ich wußte, wo der Herr Vicomte hingegangen.

»Gebt her! gebt her,« rief Mornas aus, indem er hastig das Schreiben ergriff.

Er erbrach das Siegel und las mit großer Spannung.

»Meister Poncet,« fragte Adrian den Seemann voll banger Sorge, »was macht mein Onkel, was habt Ihr mit ihm gemacht?«

»Er ist in seinem Zimmer und fromm und ruhig wie ein Heiliger, nur sagt er beständig, daß er der Papa des lieben Gottes und Jupiter sey; Doctor Moirot hofft ihn jedoch mit unserm Wasser zu heilen.«

»Ist Alles wohlauf im Hôtel?«

»O ja, man spricht aber viel von Euch im Hôtel. Besonders aber eine schöne Dame, die ich an Ihrem Fenster mit trauriger Miene lehnen sah.«

Mornas hatte die Lectüre seines Briefes beendigt.

»Was ich befürchtete, ist eingetroffen. Ich muß Sie verlassen; mögen Sie den Weg nach Balaruc allein fortsetzen. Ich behalte die Pferde und begebe mich eilends nach Cette; diesen Abend noch muß ich nach Bordeaux abreisen.«

»Ich hoffe, daß Sie doch keine unangenehme Nachricht empfangen haben,« wagte etwas schüchtern Adrian zu fragen.

»Es handelt sich hier um Angelegenheiten, die nicht die meinigen sind,« erwiederte der Vicomte ausweichend, »ich bedaure den Zeitverlust mehr in Ihrem als in meinem Interesse. In zwei Wochen bin ich wieder in Balaruc und dann wollen wir die verlorne Zeit einbringen, unterdessen Muth und . . .«

Er neigte sich zu dem Ohre des Jünglings und sprach leise:

»Mißtrauen Sie der Marquise von Norville!«

Ueber dieses neue Geheimniß ganz außer sich wollte Adrian den Vicomte mit Fragen bestürmen, allein dieser sprang in den Sattel, ohne ihn zu hören, machte mit der Hand eine freundschaftliche Bewegung und entfernte sich rasch, hinter sich ein Meer von aufgewirbeltem Sand und Staub zurücklassend.

IV.

Das Geständniß.

Ein Monat war verflossen und der Vicomte war weder nach Balaruc zurückgekehrt, noch gab er sonst ein Lebenszeichen von sich.

Mittlerweile aber hatte sich trotz der Warnung des Vicomte von Mornas eine zärtliche Freundschaft zwischen Adrian und der Marquise von Norville entsponnen. Den frühern Beweisen achtungsvoller Höflichkeit und feinen Welttons war eine gewisse auffallende Vertraulichkeit gefolgt.

Auf den Promenaden war es nur der Arm Adrians, auf welchen sich die schöne Marquise stützte; bei den Reunionen, die zu Ehren der Curgäste stattfanden, hatte die reizende Frau stets ihren Platz an der Seite des jungen Advocaten.

Dieser brachte anderseits seine Abende häufig in den Gemächern der gefährlichen Witwe zu und stets sah man sie da zusammen flüstern und lachen. Es bedurfte aber nicht so vieler auffallender Dinge, um die üble Nachrede der Kranken und Müßiggänger, die im Badehôtel wohnten, anzuregen, diese hätten schon bei mehr Vorsicht ihre Beobachtungen an-

zustellen gewußt. Zuerst wurde insgeheim spionirt; man machte sich Zeichen, man flüsterte sich halblaut seine Bemerkungen zu, später aber scheute man sich gar nicht mehr, laut darüber zu conversiren und es als eine notorische Sache zu betrachten, daß Herr von Laroyère und die Frau Marquise sehr gut mit einander stünden, ein Ausdruck, der von einer alten bigotten Jungfer herrührte, die kürzlich nach Balaruc gekommen war, um ihre veralteten Rheumatismen heilen zu lassen.

Inwiefern der böse Leumund gerecht oder ungerecht war, ist hier noch schwer zu ermessen.

Adrian, welchen die jugendliche Amelie verschmäht hatte, wurde von der Marquise sehr gut aufgenommen. Wollte er vielleicht nur durch sein Benehmen das Wohlwollen der Mutter erlangen, um dann später um die Hand der Tochter werben zu können; oder hatte er sich, indem er dieses leider nur zu gefährliche Spiel spielte, unbewußt die Flügel verbrannt? das wußte Niemand zu sagen.«

Frau von Norville war eine reizende, verführerische Frau. Eine Frau, welche liebt, besitzt einen mächtigen Talisman, ihre Neigung wagt Alles!

Wie es auch seyn mochte, der zärtliche Verkehr des Jünglings mit der reizenden Witwe war der Gegenstand der selbst beleidigendsten Folgerungen.

Man weiß nicht, wie es kam, jedoch hatte sich das Gerücht von der frühern zärtlichen Neigung Adrians für Fräulein von Norville und von deren aufopferndem Benehmen in jener verhängnißvollen Gewitternacht im Hôtel und in ganz Balaruc verbreitet. Leider hatten nur zu viele Personen von diesem Geheimniß Kenntniß genommen, als daß es möglich gewesen wäre bis zur Quelle dieses rücksichtslosen Badeklat-

sches zurückzugehen; die Thatsache schien sich daher auf eine unbezweifelte Weise festgestellt zu haben.

Die Welt, welche es sonst bei den ungeheuersten Verleumdungen nicht so genau nimmt, zeigte sich nun mit einem Male sehr strenge bei dem plötzlichen, anscheinenden Umschlage einer Neigung Adrians. Das alte Fräulein, von welchem wir früher gesprochen, war die Erste, welche, ein Kreuz schlagend, im gerechten Zorne bemerkte, daß der Jüngling, der früher die Tochter mit seiner zärtlichen Aufmerksamkeit beglücken gewollt, nun zur Fahne der Mutter schwöre. Ohne diese beschimpfende Anschuldiguug weiter einer Prüfung zu unterziehen, entfernte man sich nach und nach von Adrian und der Marquise und der leere Raum um sie wurde immer größer, ohne daß Beide es zu bemerken schienen. Dessenungeachtet war das Aergerniß noch nicht so sehr ausgesprochen, daß man nicht noch eine gewisse Schonung für Beide bewahrt hätte. Man mied sie, man wich ihnen aus, aber Niemand wagte noch bisher für sie die Verachtung offen zur Schau zu tragen.

In der That schien aber auch das Benehmen Ameliens den Verdacht der Gesellschaft bis auf einen gewissen Punct zu rechtfertigen; während Frau von Norville Bälle und Assembleen besuchte, zu Schiff dem Fischfang und der Entenjagd Adrians auf den Seen beiwohnte, hatte sich Amelie gänzlich von der Welt zurückgezogen, schloß sich in ihr Zimmer ein und kannte keine andere Zerstreuung als die Lectüre, die man ihr aus dem Lesecabinet des Hôtels brachte, oder das Geplauder Theresens.

Man versicherte, Amelie sey krank und unfähig, irgend eine Erholung zu genießen. In der That war auch die blühende Farbe ihrer Wangen gewichen und ein langsames,

verzehrendes Fieber knickte den Zauber ihrer frischen Jugendblüthe. Wie oft hatte ihre Mutter sie vor der Welt mit gesuchter Zärtlichkeit aufgefordert, an den allgemeinen Belustigungen theilzunehmen; Amelie verweigerte es aber stets hartnäckig, indem sie immer ihre überaus große Schwäche vorschützte.

Zwei- oder dreimal hatte sie diesen dringenden Bitten nachgegeben, aber sie war genöthigt, jedesmal die Gesellschaft zu verlassen, da eine plötzliche Unpäßlichkeit sie befiel.

So ging sie nur sehr selten aus; nur zuweilen des Abends, während die Marquise und Adrian theils zu Schiff oder zu Wagen die reizenden Umgegenden des Landes besuchten, machte sie Spaziergänge, auf den Arm des Doctors Moirot gestützt, oder selbst in Gesellschaft des blödsinnigen Malevieux, der wie sie von den traulichen Promenaden der Marquise und Adrians ausgeschlossen blieb.

Malevieux war ein ganz Anderer geworden, als wir ihn zu Anfang unserer Erzählung gekannt haben. Er war nur mehr sein eigener Schatten. Die Spannkraft seines Geistes, längst schon durch die heftigen Gemüthsbewegungen des Spieles erschüttert, war seit der Katastrophe, die wir kennen, gänzlich zerstört. Er war verschlossen, düster brütend, schweigsam geworden. Seine Sicherheit, seine Anforderungen, die Galanterien des ancien régime waren verschwunden. Da er selbst arm geworden war und der Verwaltung der Güter seines Neffen entsagte, so konnte er nicht mehr spielen und lebte in einem beständigen Müßiggange. Er drückte sich nur durch einzelne Worte aus, und diese waren sinnlos, unzusammenhängend. Da er aber doch zuweilen helle Momente hatte, so war er ein Gegenstand des Zweifels für die Bewohner des Hôtels, die sich vergebens befragten, ob

die Narrheit Wirklichkeit oder Verstellung sey? Mornas unter andern behauptete fest, diese Wahnsinnsausbrüche wären nur das Werk kluger Berechnung, um damit das Kleinliche seiner Lage zu verbergen. Andere wieder, und unter diesen Doctor Moirot, hielten seine Geistesabwesenheit für gewiß; da diese Krankheit aber sich ruhig zeigte und in gewissen Grenzen hielt, so beobachtete man auch keine übergroße Vorsicht in der Bewachung des Narren und ließ ihn allein hingehen, wohin er wollte.

Zum Unglück für ihn erregte sein Zustand sehr wenige Sympathien in seiner Umgebung. Man empfand einen gerechten Unwillen für den leichtsinnigen Vormund, der das Vertrauen und das Vermögen des Mündels so schändlich mißbraucht und vergeudet hatte.

Man behandelte ihn nur mit Gleichgiltigkeit oder Spott, und schien den allgemeinen Unwillen, den er hervorrief, nur gerecht zu finden.

Nur ein Wesen schien ihm einen Antheil zu bewahren, es war dies Fräulein von Norville, die, traurig und verlassen, wie sie war, für ihn weder harte Worte hatte, noch ihn mit verachtungsvollem Schweigen behandelte. Dafür suchte sie Malevieux auch mit einem gewissen natürlichen Trieb auf, der selbst die Wahnsinnigen nicht verläßt, und brachte jede Zeit, die sie ihm einräumen konnte, in ihrer Nähe zu. Er lauschte ihren Worten mit Spannung, und die Jungfrau hatte eine solche Macht über ihn gewonnen, daß sie selbst mit einem Wort die heftigsten Ausbrüche seiner Tollheit zu beschwichtigen im Stande war. Oft weilte der Wahnsinnige ganze Stunden in ihren Anblick versenkt und sein irrer Blick ruhte mit so vieler Theilnahme, mit so vielem wahren

Schmerz auf ihrer Gestalt, daß man fast zu glauben begann, die Zerstörung dieser Sinne habe in die vertrocknete Seele jenes alten Sünders die edlen und zarten Regungen der Tugend gesenkt.

An einem schönen Septemberabende waren die Bewohner der Badeanstalt nach dem Strand hinabgegangen, um einer Kegelpartie beizuwohnen, die vor dem Hause des Seemannes Poncet statthaben sollte. Man begann die Vorfeste der Hochzeit Stephans und Simonettens zu feiern und spielte Spiele, die sonst nur an Sonn- und Feiertagen stattfanden. Eine Kegelpartie hat in gewissen Gegenden des mittägigen Frankreichs dieselbe Wichtigkeit, wie ein Wettrennen oder ein Fischerstechen in der Umgebung von Paris.

Die Entfernung, in welcher die Kegel aufgestellt werden, die Kleinheit der Kugel, die große Entfernung, in welcher sich die Spieler aufstellen, fordern eine eben solche Gewandtheit, als ausgezeichnete Geschicklichkeit, um bei diesem Spiele einen Sieg zu erringen. Die geschickten Kegelspieler sind daher sehr geschätzt und die Verehrer dieses Spieles kommen oft aus den entferntesten Gegenden, um deren Kunst zu bewundern.

Stephan Poncet und einige andere junge Bursche seines Alters galten für ausgezeichnete Spieler, deren Ruhm von Dorf zu Dorf gedrungen war, und sie hatten daher in gewisser Beziehung den Ruf der Ueberlegenheit in diesem Fache für Balaruc-les-bains bewahrt und den Sieg über alle Flecken des Cantons davongetragen.

So versammelte sich denn jeden Abend die Bevölkerung des Ortes am Gestade des Sees. Es gehörte völlig zum Tone unter den Badegästen, bei diesen Reunionen, bei welchen der Müßiggang Gelegenheit fand, die Zeit mit Anstand

todt zu schlagen, versammelt zu seyn. Man klatschte den glücklichen Würfen Beifall zu, während die Ungeschickten verlacht wurden; man wettete auf einen oder den andern Spieler und die Unterhaltung währte oft so lange, bis die hereinbrechende Nacht derselben ein Ziel setzte.

An jenem Abende, von welchem wir sprechen, war die Gesellschaft besonders glänzend und das Spiel sehr belebt. Trotz der frischen Brise, die vom Meere her wehte, fühlte man in diesem gesegneten Lande noch nichts vom Herannahen des Herbstes. Wolkenlos ging die Sonne unter und ein sanftes, weißes Licht erhellte den Himmel. Die Zuseher waren, in zwei langen Linien getheilt, längst der Kegelbahn aufgestellt.

Zu Anfang der Bahn, nahe von Poncet's Häuschen, thronte Simonette, die Königin dieses Festes, auf einem erhöhten Holzstuhl. Ihr zur Seite saß ihre Mutter und ihre Schwiegermutter. Simonette war ein frisches, dralles, heiteres Geschöpf, das sich zur Wohlbeleibtheit stark hinneigte. Mit diesen schönen Beigaben der Natur ausgerüstet, die kräftige Faust auf die Hüfte gestützt, klatschte sie jedem glücklichen Wurf Beifall zu, besonders aber, wenn ihr Zukünftiger Beweise von Stärke und Geschicklichkeit abgelegt hatte. Sie entschied über die Würfe in letzter Instanz und belohnte den Sieger mit einem Kusse. Die beiden Mütter saßen am Boden und strickten an ihren Netzen, um die Zeit bestens anzuwenden, und das Geräusch, das sie beim Maschenwerfen hervorriefen, mischte sich unter das heitere Gelächter und die derbkomischen Einfälle der Spieler und Zuschauer.

Einige Spaziergänger bewegten sich am Ufer des Sees hin und schenkten dem Spiele nur eine getheilte Aufmerksamkeit, während etliche alte Fischer in einiger Entfernung

beisammenhockend, von Politik plauderten und dabei ihren Tabak kauten.

Adrian und die Marquise waren gleichfalls unter der Zahl der Zuschauer, denen aber Kegel- und Kugelspiel kein genügendes Interesse bot. Der Arm der Marquise lag in jenem des Jünglings; sie hatte ihren Hut abgenommen und die frische Meeresluft warf die aschblonden Locken dieses feinen parfümirten Haares bis an Adrians Lippen. Jemehr der Tag zur Neige ging, destomehr wuchs die Aufmerksamkeit der Spieler und Zuseher.

Adrian und die Marquise dehnten ihre Promenade am Gestade des Meeres immer weiter, immer ferner aus, bis sie endlich das einsame Feld erreicht hatten. Nun hatten sie völlig unbewußt einen sanften Hügel erstiegen, auf welchem sie die Ruinen eines verfallenen Aquäducts von dichtem Buschwerk umrankt fanden, welche die Lustwandelnden völlig den Augen der Dorfleute entzogen.

Dieser Umstand, der von Spielern und Müßiggängern nicht bemerkt worden war, entging jedoch nicht den Blicken Ameliens von Norville, die, an ihrem Fenster lehnend, mit Aufmerksamkeit den Bewegungen ihrer Mutter folgte. Lange Zeit hatte sie ruhig und nachdenkend nach einem und demselben Punkt am Ufer hingeblickt. Als aber Adrian und die Marquise hinter den Ruinen verschwunden waren, gab sie sichtbare Zeichen einer tiefen Aufregung. Ihr erloschener Blick belebte sich; ihre Wangen färbten sich mit Purpurröthe. Mit unruhiger, hastiger Bewegung schritt sie im Gemache auf und nieder, immer wieder in der Richtung, welche die beiden Spaziergänger eingeschlagen hatten, hinblickend.

Als sie die Beiden nicht wiederkehren sah, sank sie in einen Stuhl und weinte bittere Zähren. Krampfhaft be-

rührte ihr Fuß den Teppich des Bodens und ihr heißes Weinen suchte sie vergebens in ihrem Battisttuche zu ersticken.

Seit einigen Augenblicken mochte sie in diesen trostlosen Zustand versenkt seyn, als sie an ihrer Thür klopfen hörte.

Amelie trocknete erschrocken die Augen. Als sie sich in etwas gefaßt und die Spuren tiefer Erschütterung ziemlich verwischt hatte, öffnete sie die Thür und fand Malevieur, den Thoren Malevieur, der vor ihr stand.

Adrians Onkel hätte dem Anscheine nach für keinen Tollen gegolten. Er war mit gewohnter Sauberkeit und Eleganz gekleidet. Nur sein Gruß war ernst und ceremoniös, und als er in das Gemach eingetreten war, blieb er vor Amelie unbeweglich stehen und betrachtete sie schweigend und starr.

»Schönes Wetter heute,« sprach er endlich, als Amelie sich nicht beeilte zu sprechen; dann fügte er hinzu: »kommen Sie, wir wollen einen Spazirgang machen.«

Amelie, die von dem Zustande der Geisteszerrüttung des ehemaligen Spielers überzeugt schien, beherrschte sich vor ihm weniger, als vor jeder andern Person. Sie lief daher rasch ans Fenster, blickte neuerdings nach den Ruinen und dann antwortete sie rasch:

»Gern, gern, mein unglücklicher Freund, Sie kommen wie gerufen! Erwarten Sie mich hier, ich will mich nur ein wenig zurecht machen.«

Sie eilte hierauf ins Nebengemach und holte ihren Mantel und Hut. Während sie nun sich rasch ankleidete, betrachtete sie Malevieur insgeheim. Ein wunderlicher Ausdruck lag auf seinen zerstörten Zügen. In dem Augenblicke, als Amelie verstohlen die letzte Thräne aus dem Auge

wischte, schien der Wahnsinnige von einer Regung der Wuth ergriffen.

»Ich nehme meinen Donner mit!« schrie er, die Hand zum Fenster gegen die Landschaft hin ausstreckend. »Ich nehme meinen Donner mit und erschlage sie Beide!«

Amelie schauderte bei diesen Worten; sie faßte sich aber und indem sie, wie um ihn zu beruhigen, die Hand auf seine Schulter legte, sprach sie wie zu einem Kinde:

»Wieder so heftig, mein Freund; haben Sie mir nicht versprochen, sanft zu seyn?«

Malevieux senkte das Haupt, indem er voll Verwirrung unverständliche Worte flüsterte, dann verließ er mit Amelien das Gemach.

In wenigen Augenblicken war das Gestade erreicht. Ihr Erscheinen wurde von den Spielern und den leidenschaftlichen Zuschauern gar nicht bemerkt. Nur einige Badegäste und unter diesen Fräulein Deforges, die alte Jungfer mit den an Nächstenliebe so reichen Bemerkungen, zischelten unter einander und stießen sich an. Amelie bekümmerte sich wenig um diese beleidigende Neugierde. Völlig athemlos, mit gerötheten Wangen schritt sie neben dem Irrsinnigen auf der Ebene auf und nieder. Malevieux gehorchte voll Sanftmuth ihrer Führung und seit der sanften Zurechtweisung der Jungfrau bildeten seine steifen, automatengleichen Bewegungen einen völligen Contrast zur fieberhaften Aufregung des Fräuleins von Norville.

Einige Augenblicke mochten sie in dieser Weise gewandert seyn, als der Seemann Poncet, der sein Pfeifchen schmauchte und mit einigen Gefährten plauderte, diese verließ und auf Amelie zutrat.

»Alle Wetter!« rief er. »Fräulein, seyd Ihr es! Ihr

werdet hier sehr selten gesehen," fügte er hinzu, indem er sein glimmendes Pfeifchen in der schwieligen Hand verbarg. »Ich dachte so bei mir, als ich euer ansichtig wurde, ist sie's oder ist sie's nicht . . . nun erkannte ich Euch doch gleich, trotz dem, daß Ihr Euch stark verändert habt. Kommt nur einmal näher, betrachtet das Spiel, sehet Stephan und die kleine Simonette, die bald meine Schwiegertochter . . .«

»Entschuldigt mich, wackerer Poncet,« erwiederte Fräulein von Norville, »aber ich suche meine Mutter und hoffte sie hier zu finden . . .«

»Eure Mutter?« entgegnete der Fischer, indem sich seine Miene verfinsterte. »War erst hier, wird wohl mit diesem oder jenem lustwandeln. Grämt Euch nicht darüber, Fräulein, denkt Euch, daß im Lustwandeln nichts Schlimmes liegt. Habt lieber mehr Sorge auf eure Gesundheit, Fräulein,« fügte er hinzu, indem er Amelie scharf anblickte; »Ihr seht recht leidend aus, waret Ihr denn krank?«

»Ich bin nur matt und schwach, lieber Poncet, da aber der Abend so reizend ist, so wollte ich einen Spazirgang machen.«

Und auf das an den Felsen gekettete Boot weisend, fuhr sie fort:

»Ist dies eure Barke, Patron, wollt Ihr mich nicht führen?«

»Thor, der ich war!« rief Poncet aus, indem er sich mit der flachen Hand vor die Stirne schlug, »daß ich nicht selbst den Antrag machte. . . . Kommt, Fräulein, steigt ein, und auch Ihr, Herr Onkel, wir wollen eine Fahrt auf dem See machen!«

Malevieur kehrte sich wie fragend Amelie zu, doch diese

beeilte sich, der Einladung Folge zu leisten. Alle Drei stiegen in die Barke, in der sich noch die Ruder befanden.

Poncet schien anfangs Lust zu haben, ins Weite ausfahren zu wollen, doch Amelie, deren Aufregung sich nicht beruhigt hatte, sagte ihm, indem sie mit der Hand nach den Ruinen wies:

»Dort hin, dort hin. Verlaßt das Ufer nicht. Dort finden wir vielleicht meine Mutter.«

Der Seemann schlug mit sichtbarem Widerwillen den Weg dahin ein. Er ruderte auffallend langsamer.

»Nun, Fräulein,« hob er an, »da mein Stephan sich in einigen Tagen vermälen wird, Trommeln und Schalmeien für Donnerstag schon bestellt sind, so werdet Ihr doch auch wohl bei der Hochzeit seyn?«

»Dank, schönen Dank, Meister Poncet,« erwiederte Fräulein von Norville traurig, »eine arme Kranke würde nur eure Freude trüben . . . doch sagt mir,« fügte sie theilnehmend hinzu, »lieben sich die Brautleute noch recht innig?«

»Immer noch, Fräulein, und warum sollten sie sich auch nicht mehr lieben? Mein Weib, das sonst eine ehrliche Haut und nur ein wenig zu sehr das Geld liebt, sprach neulich zu Stephan: »Sieh mal, da Du nun selbst etwas besitzest, könntest Du wohl eine bessere Partie finden. Nicot's Tochter ist auch nicht übel und hat hundert Thaler und eine hübsche Ausstattung, die sie ihrem Manne als Mitgift bringt. Es wäre besser, Du würdest Nicot's Tochter wählen.« Ach, Fräulein, wenn Ihr gesehen hättet, wie Stephan sich entfärbte, während seine Mutter so sprach, gewiß, Ihr hättet Mitleiden mit ihm empfunden. Er zitterte so sehr, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte und voll Leiden=

schaft rief er: »Laßt mich, Mutter, mit Nicot's Tochter in Ruhe; ich würde sie nicht nehmen und wenn sie mir ein ganzes Netz voll Goldstücke brächte. Ich liebe nur meine Simonette und diese wird mein Weib, obwohl sie arm ist!«

»Braver Junge! Glückliches Paar!« seufzte Amelie; »wohl Ihnen, daß sie in treuer uneigennütziger Liebe aneinander hangen.«

Während des kurzen Gespräches war die Barke nahe an dem kleinen Hügel vorübergekommen; die Ruinen des römischen Aquäducts mit ihren halbzerstörten Arcaden traten am tiefblauen Abendhimmel malerisch=plastisch hervor. Aus einem dichten Busche, den die Natur zur Laube gebildet, leuchtete Amelien der Saum eines lichten Frauengewandes entgegen.

»Landet, Poncet!« rief plötzlich Amelie mit bewegter Stimme; »meine Mutter ist da, ich will versuchen, sie zu Fuß zu erreichen.«

»Wie, Fräulein, Ihr wolltet?«

»Rasch, rasch, ich beschwöre Euch!«

Die Barke näherte sich dem Ufer; Amelie sprang ans Land. Malevieur blieb in der Barke zurück und wußte nicht, was er thun, ob er bleiben oder folgen sollte.

Der Fischer bewegte mit starken Ruderschlägen die Barke.

Amelie, die rasch den steilen Hügel hinanklomm, mußte häufig innehalten, um ihr flatterndes Gewand den Nesseln und wilden Rosenbüschen zu entreißen. Endlich hatte sie das kleine Wäldchen erreicht, das sich hinter dem römischen Bogen ausbreitete. Hier war es, wo Mornas unwillkürlich oder nicht die vertrauliche Mittheilung zwischen Adrian und sei=

nem Vormunde belauscht hatte. Ohne Zweifel hätte die arme Amelie sonst mit Abscheu den Gedanken, die Handlungen ihrer Mutter behorchen zu wollen, verworfen, hier aber, als sie athemlos mit klopfendem Herzen das Blätterwerk auseinanderbog und einen Blick in die Ruine warf, da wurde sie von einem so krampfhaften Schmerze ergriffen, daß ihre Blicke sich umflorten und ihre Glieder zusammenknickten. Sie fiel auf die Knie nieder. Sie versuchte aufzustehen und vermochte es nicht. Sie wollte sprechen, es gelang ihr aber nur, ein leises Geächze auszustoßen. Der Starrkrampf, von dem sie momentan ergriffen war und der sich aller ihrer physischen Kräfte bemächtigt hatte, hinderte sie jedoch nicht, zu sehen und zu hören.

Frau von Norville saß in der That mit Adrian am Fuße und im Schatten eines in Trümmer gestürzten von Epheu umrankten Pfeilers. Weder Ameliens Gestöhne noch das Geräusch des Ruderschlages, das beim Landen Poncet's am Ufer des Sees entstanden war, vermochten einen Augenblick nur die Aufmerksamkeit des Pärchens zu erregen. Die schöne Witwe war reizend in hellen Farben gekleidet, die schon von ferne ihre Gegenwart verriethen. Sie lehnte malerisch an der Säule, während die flatternden rosenrothen Bänder ihres Hutes sich wie Schlangen auf dem grünen Moos des Wiesengrundes hin- und herbewegten.

Adrian hielt eine Hand der Marquise an seine Lippen gedrückt, während seine feuchten schmachtenden Blicke eine beredtere Sprache sprachen, als sein Mund, und Seufzer und süßes Gekose sein Gespräch unterbrachen.

Die Marquise befreite endlich ihre Hand aus den sie umgebenden glühenden Fesseln, doch wie um den Jüngling

für diesen Verlust zu entschädigen, sprach sie mit süßem Lächeln:

»Lassen Sie mich nun, Adrian; wie leicht können wir von den Lustwandelnden bemerkt werden und die Bewohner von Balaruc sind so böswillig . . . überdies bricht die Nacht herein und es ist Zeit, nach dem Hôtel zurückzukehren.«

»Aus Mitleid, nur noch einen kurzen Augenblick weilen Sie hier!« rief der liebetrunkene Jüngling aus. »Dieser himmlische Abend, diese prachtvolle Natur und insbesonders auch Ihre Gegenwart erwecken in mir wunderbare Regungen. O, mißgönnen Sie mir dieses kurze Glück nicht, es ist vielleicht das schönste meines Lebens.«

Die Marquise legte ihre Hand, die reizende Hand, die sie so eben Adrians Liebkosungen entzogen hatte, auf sein Haupt.

»Romantischer Jüngling!« sprach sie mit melancholischem Lächeln, »vergessen Sie nicht, daß es nur das Schweigen der Natur ist, so wie dieser prachtvolle See, dieses milde Lüftchen, dieses duftende Gehölz, die vereint der Frau, die sich in Ihrer Nähe befindet, einen Zauber verleihen, den sie sich allein nicht verdankt. Ihre Einbildungskraft würde sich für eine andere Gesellschafterin in derselben Weise angeregt fühlen.«

»O glauben Sie es nicht, Frau Marquise!« unterbrach sie der Jüngling mit Leidenschaft, »niemals noch hat mir ein anderes Weib jene leidenschaftliche Bewunderung eingeflößt, wie ich sie für Sie empfinde!«

»Wäre es möglich!« erwiederte Frau von Norville, indem sie ihren sammtweichen, doch nichtsdestoweniger lauernden Blick auf den Jüngling richtete, »selbst jene nicht

die in schwerer Gewitternacht Sie fast sterbend von dem Felsen von Roquairol holte?«

Der Jüngling zuckte zusammen, welche Bewegung der Marquise nicht entging, worauf sie sich von ihm fast heftig abwandte.

Amelie, die im Gebüsch immer noch verborgen lag, stützte sich auf ihren Ellenbogen mühsam in die Höhe.

»Ich dachte nicht,« hob der Jüngling nach einer Pause an, »daß dieser Umstand Ihnen bekannt sey; nun denn,« fuhr er nach wieder erlangter Fassung in festerem Tone fort, »so will ich Ihnen gestehen, daß meine Dankbarkeit für jene, die diese Handlung des Muthes und der Großmuth vollführte, ohne Grenzen war. Mich geliebt glaubend, glaubte auch ich zu lieben; aber ich täuschte mich in jeder Weise. Die Menschenliebe, dieses gewöhnliche Mitleiden, das jedes Weib für denjenigen, der leidet, empfindet, war die Triebfeder jener Handlung. Ich selbst aber bewunderte ohne Zweifel in einer Andern, die ganz Ihr Bild ist, jenen unnennbaren Zauber, diese unwiderstehliche Grazie, die Ihnen eigen, die Sie so zu sagen geschaffen haben.«

Die Marquise wendete sich mit theilnehmenderen Blicken dem Jünglinge zu.

»Oh, ist dies nicht vielleicht Täuschung,« sprach sie, »lieben Sie nicht vielleicht in mir diese unbestimmte Aehnlichkeit, diesen entfernten Widerschein, den sie in einer Andern bewunderten? Das Beben ihrer Stimme, der Schreck, der sich in ihren Zügen malte, bewies hinlänglich, welchen Werth sie auf die Antwort des Jünglings legte. Ihre ganze Seele spiegelte sich in ihrem Blicke.

Adrian zögerte mit der Antwort.

»Was weiß ich!« sprach er endlich ungestüm, »aus

welchen Gründen verlangen Sie Rechenschaft über diese Eindrücke? Niemals habe ich sie enträthselt. Ich weiß nur, daß Sie Tag und Nacht meine Gedanken beschäftigen. Mein Leben wäre mir ohne diesen Eindruck eine Last. Ich kenne nicht die Ursache dieses verzehrenden Feuers, das mich durchglüht, wenn ich Sie sehe. Ich unterliege einem Einflusse, dem ich mich nicht entziehen will, da er mein Himmel wie meine Hölle ist . . . und was sollte dies Alles seyn, wenn es nicht Liebe wäre zu Ihnen?«

Dieses Geständniß rief einen Ausdruck der Freude, ja ein triumphirendes Lächeln auf dem Gesichte der Marquise hervor. Aber fast eben so schnell senkte sie den Blick und sprach in nachsichtsvollem Tone:

»Wo denken Sie hin, Adrian, Sie sind ein Kind! Dürfte ich jemals eine Sprache für Wahrheit nehmen, die mich beleidigen würde, fände ich nicht gerade in Ihrer Leidenschaftlichkeit eine Entschuldigung.«

»O, verstellen Sie sich nicht! Spielen Sie nicht mit meinem Herzen, dessen Gefühle Sie von dem Tage an kennen, an welchem Ihre Sympathie für mein Unglück Ihnen so viele zarte Aufmerksamkeit, so viele trostreiche Worte einflößten. Sagen Sie nicht, daß Sie meine Neigung in Erstaunen setzt, Sie beleidigt, denn sonst müßte ich Sie fragen, warum Sie sie nicht im Keime erstickt haben, warum Sie seit einem Monat fortwährend meine Huldigung, mein Bestreben, Ihnen zu gefallen, hingenommen haben? Oder sind Sie vielleicht auch eine jener herzlosen Coketten, die sich ein Spiel daraus machen, eine Neigung einzuflößen, die sie niemals erwiedern wollen?«

Adrian hatte die letzten Worte mit einem so bittern Groll gesprochen, daß die Marquise davon ganz verblüfft

war. Demnach flüsterte sie halblaut, indem sie sich mehr zu dem Jüngling neigte:

»Oh, der Undankbare!«

Adrian fiel vor ihr auf die Knie nieder.

»Oh, vergib, vergib!« rief er mit Leidenschaft aus. »Ich bin ungerecht, ich bin grausam, ich fühle es. Doch bin ich auch unfähig, genügend über das Rechenschaft zu geben, was in mir vorgeht. Diese Thränen, diese Vorwürfe können mich zum Glücklichsten machen, wenn ich sie zu meinen Gunsten . . .«

»Klagen Sie mich nicht der Cokettrie, der Berechnung an,« flüsterte Frau von Norville mit von Scham gerötheten Wangen, indem sie sich zu dem Jüngling niederbeugte. »Ich bin nur ein schwaches Weib, das trotz des Kampfes mit seinem Gewissen, trotz der Rücksicht für Schicklichkeit, Alter und Stellung ein fühlendes Herz im Busen trägt — dieses Herz ist geneigt, Klugheit und Vernunft zu unterjochen, ja, es frägt, ob es nicht überflüssig ist, ein Geständniß zu machen, das in Miene, Blick und Benehmen sich malt, das ...«

Ein herzzerreißender Schrei ertönte hinter dem Pfeiler und verschlang den Schluß dieser Rede. Die Marquise und Adrian entfernten sich rasch von einander und horchten. Der Schrei wiederholte sich nicht.

»Man behorcht uns!« rief Adrian voll Zorn, »und dies schon zum zweiten Male an demselben Orte.«

»Diese Stimme drang mir zum Herzen, scheint es mir fast . . . Doch suchen wir vorerst.«

Sie eilten um die Ruinen herum.

Malevieux und der alte Seemann waren um eine ohnmächtige Person beschäftigt, die zu erkennen die wachsende Dunkelheit unmöglich machte. Von einer und derselben Ab-

nung beseelt, neigten sich die Marquise von Norville und Herr von Laroyère zu der Gestalt hernieder.

»Es ist meine Tochter!« stöhnte die Marquise in dumpfem Tone.

»Amelie!« rief Adrian.

Beide waren wie niedergeschmettert.

»Bist Du schon lange hier? Was ist geschehen?« wagte endlich Frau von Norville zu fragen, indem sie ihre unglückliche Tochter in die Höhe richtete.

Der alte Seemann schwieg.

»Wir kamen im Boote und sie wollte zu Ihnen,« sprach Malevieux in seinem üblichen lakonischen Tone, indem er einen trotzigen Blick auf die Marquise warf.

»Wir hörten sie schreien und eilten hieher,« ergänzte Poncet nicht minder lakonisch.

Frau von Norville gewährte Amelien jede mögliche Sorge, die unter solchen Umständen angewendet wird.

»Großer Gott, sie ist todt!« schrie Adrian wie außer sich.

Die Marquise warf ihm einen wunderlichen Blick zu.

»Beruhigen Sie sich, mein Herr, es ist nicht so schlimm; ich finde im Gegentheil, daß sie sich besser befindet, denn schon kehrt etwas Farbe auf ihre Wangen zurück.«

In der That athmete Amelie schwer auf; sie schien aus einem dumpfen Schlafe zu erwachen. Als sie sich in den Armen ihrer Mutter sah, lächelte sie schwach, indem sie voll sanfter Güte flüsterte:

»Oh, meine Mutter, habe Dank, Dank, Du bist gut!«

»Sie hat nichts gehört,« dachte die Marquise, die bei diesen Gedanken völlig leichter athmete.

Als sich Amelie ein wenig erholt hatte, erneuerte sie ihre Fragen.

»Was soll ich Dir sagen! Mutter, ich suchte Dich, da befiel mich plötzlich ein Schwindel und ich stürzte zu Boden. Die scharfe Wasserluft auf dem See hat diesen unangenehmen Zwischenfall verursacht.«

Diese Erklärung schien natürlich; deshalb erwiederte Frau von Norville auch mit vieler natürlicher Theilnahme:

»Thörichtes Kind! Du wolltest eine Promenade machen, konntest Du mir bei meinem Weggehen aus dem Hôtel nicht diesen Wunsch mittheilen?«

»Vergib mir, Mutter, aber ich weiß in der That nicht, welche sonderbare Laune mich plötzlich anwandelte. Sieh, Mutter, dieser Zufall lehrt mich, daß man in Bezug meiner einen Entschluß fassen muß, ich fordere von Dir daher die Erlaubniß . . .«

»Nur jetzt keine Erklärungen, mein Kind,« unterbrach sie die Marquise, »Du kannst nicht länger auf dem feuchten Rasen bleiben; Du zitterst . . . soll man Dich nach der Barke tragen.«

»Das wäre nur ein Kinderspiel,« sprach Poncet, indem er auf seine musculösen Arme wies.

»Ich danke Euch, ehrlicher Mann, ich werde versuchen, mit Hilfe meiner Mutter dahin zu gehen.«

Ungeachtet dieser Versicherung war ihr Gang schwankend. Adrian eilte auf sie zu, um ihr seinen Arm als Stütze anzubieten.

»Nein, nein, nicht Sie!« sprach Amelie mit völligem Abscheu, indem sie ihn zurückdrängte.

Sie stützte sich hierauf auf Malevieux, während Adrian seitwärts trat und traurig vor sich hinsprach:

»Wie Sie mich haßt!«

Das Boot ward endlich erreicht. Die Marquise stieg mit ihrer Tochter und dem Schiffer ein.

»Die Barke ist zu klein, meine Herren, um uns Alle aufzunehmen,« sprach Frau von Norville zu Adrian und Malevieux gewendet. »Sie werden so gefällig seyn, zu Fuße nach dem Hôtel zu gehen, wo wir uns treffen werden.«

Der Onkel und der Neffe blieben am Gestade zurück, während sich das Boot entfernte. Einen Augenblick noch sah man das leuchtende Gewand der Marquise flattern, dann versank alles im grauen Nebel der Abenddämmerung.

Adrian fühlte sich nicht gedrängt heimzukehren.

Er fühlte sich im Gegentheil angeregt, noch einige Augenblicke am Ufer zu verbleiben; zögernd und mit nachdenkender Miene befragte er seinen Onkel, was doch Fräulein von Norville geschehen sey und auf welche unerklärliche Weise sie sich so plötzlich an diesem Orte befand.

Malevieux schwieg.

»Sprich doch,« drängte der Jüngling voll Ungeduld, »Du kannst schon vernünftig reden, wenn Du nur willst. Ich frage Dich, ob Fräulein von Norville hören konnte . . .«

»Die Göttin Calypso will die Liebe des Telemach und der Eucharis durchkreuzen,« erwiederte Malevieux wie vom Wahnwitz abermals erfaßt. »Eitle, gefallsüchtige Calypso, ich werde Dir deine Schönheit und deine Unsterblichkeit rauben! Ich bin der König der Götter, ich werde den gefährlichen Zauber deiner Schönheit vernichten!«

»Ah, singst Du aus diesem Tone!« höhnte Adrian, »nun denn, Gruß und Kuß dem Könige der Götter! Du willst nicht antworten, Malevieux, oder vielmehr Du ver-

birgst deine Gesinnung . . . kehren wir lieber nach Balaruc heim!«

Malevieur klammerte sich krampfhaft an den Schooß eines Rockes und hielt ihn mit unglaublicher Kraft fest.

»Höre mich,« sprach er. »Du bist Theseus, der die arme Ariadne auf Naxos verließ. Ich sollte Dich eigentlich strafen . . . doch schone ich Dich . . . Du bist auch Telemach, ich dein Mentor, ich sollte mich mit Dir in Neptuns Fluten stürzen, um Dich den Fallstricken Calypso's zu entreißen . . .«

Er zeigte ihm bei diesen Worten die tiefen Gewässer des Sees und riß ihn mit Macht gegen den Abgrund hin.

Adrian aber, bei der Größe der Gefahr zum vollen Bewußtseyn gelangt, kämpfte mit aller Macht seiner jugendlichen Kraft gegen den Wahnsinnigen. Es gelang ihm endlich, sich den ihn umfassenden Armen zu entziehen und aus Erfahrung wissend, daß große moralische Kraft stets den Sinnverwirrten einschüchterte, rief er:

»Fort nun, Onkel, ich befehle es Euch!

Malevieur schreckte zusammen und fing zu zittern an. Des Wahnsinns hohles Lächeln verschwand aus seinem Gesicht; er senkte das Haupt und ließ sich ohne Widerstand weiter führen.

Es war ganz Nacht geworden: am Ufer wandelten sie schweigend weiter. Nur hie und da eilte ein verspäteter Curgast heim. Adrian behielt seinen Onkel scharf im Auge, immer gegen einen neuen Angriff gewappnet. Doch Malevieur schien nicht mehr daran zu denken.

Nach solchen Anfällen wurde er stets lammfromm, schweigend und ein kleines Kind hätte ihn leiten können.

Zu Anfang des Dorfes trafen sie Poncet, der die Frauen bis zum Hôtel geleitet hatte.

»Was macht das Fräulein?« fragte Laroyère mit sichtbarer Theilnahme.

»Es befindet sich sehr übel,« erwiederte der Fischer, indem er die Blicke abwendete. »Höret einmal, gnädiger Herr; alle Jene, die an dem Herzleid dieses lieben Fräuleins Schuld sind, die sollen sich sagen: Da hab' ich schlecht gehandelt.«

Adrian schien fast verwirrt über die Worte des alten Seemannes.

»Höret einmal, Poncet,« sprach er in bitterem Tone, »Ihr scheint fast jemanden anzuklagen, der an dem Leid des Fräuleins Schuld trägt . . .«

»Ich klage Niemanden an, Herr, ich sage nur, daß es ein schönes junges Fräulein ist und dabei muthig wie ein Löwe. Ohne der Heldenthat dieser Jungfrau wäret Ihr vielleicht nicht mehr auf dieser Welt. Das sage ich und was ich noch sage, heißt: es wäre fast besser, mein Stephan wäre auf des Königs Schiffen fortgereist und heirathete nicht seine Simonette, statt daß diese hübsche kleine Dame . . .nun nichts für ungut, Herr Adrian, und gute Nacht Euch und der ganzen Gesellschaft, man erwartet mich daheim. Mutter Poncet wird schön zanken, wenn die Suppe mittlerweile verbrannt ist.«

Er lüftete leicht den Hut und rannte rasch hinweg, als hätte er Furcht zu viel gesagt zu haben. Adrian schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn.

»Sie machen mich wahnsinnig!« flüsterte er bei sich selbst. »Sie klagen mich an, und doch ist es nur die Mutter, die mich liebt und die ich wieder liebe; wer weist mir den Weg aus diesem Labyrinth?«

*

Denselben Abend noch verbreitete sich im Badehause die Nachricht, daß nach dem Ausspruch des Doctors Moirot der Gesundheitszustand des Fräulein Amelie von Norville sich sehr verschlimmert habe.

V.

Die Rückkehr.

Am Morgen des vierten Tages nach diesem Ereignisse herrschte eine große Bewegung im Dorfe Balaruc-les-Bains. Es fand nemlich Stephan Poncet's Hochzeit mit der niedlichen Simonette statt und aus Anlaß dieser Feier war die ganze Umgegend in Bewegung. Der Brautzug, der sich vor dem Hause des Fischers aufgestellt hatte, setzte sich nach der Kirche langsam in Bewegung. Voran schritten die Pfeifer und Trommler, eine Musik, die bei keinem languedocschen Feste mangelt. Dem Brautpaare, das voranschritt, folgten die Gäste paarweise und bildeten eine fast unübersehbare Menschenzeile, die sich durch die Straßen des Ortes bewegte. Eine Strecke voran tollte eine Heerde barfüßiger schmutziger Straßenjungen, die fortwährend jubelte und Vivat schrie. Dieses Geschrei, das sich mit den unmelodischen Accorden der Instrumente vereinigte und in welche die fortwährenden Pöllerschüsse fielen, die von Stephans Freunden abgefeuert wurden, bildeten im Vereine mit dem Glockengeläute einen erschreckenden Lärm, der im Stande gewesen wäre, einer mit schwachen Nerven behafteten Person eine schwere Ohnmacht zuzuziehen.

Der Hof des innern Badetablissements bildete einen auffallenden Contrast zu dem äußern Bilde. Er war fast ver-

ödet; die Mehrzahl der Fenster waren geschlossen, da die müßigen Curgäste dem bräutlichen Feste beiwohnen wollten.

Der Lärm von außen drang nur wie ein dumpfes Geräusch ins Innere und verlosch echolos. Der Hauptstiege gegenüber hielt eine alte mit Maulthieren bespannte Kutsche. Sie schien Jemand, der abreisen wollte, zu erwarten. Ein in Holzschuhen steckender Postillon befestigte Koffer und Schachteln auf dem Regendache des Wagens. Therese, das Dienstmädchen des Hôtels, hatte trotz der Feier des Tages und ihrer bekannten Tanzlust noch ihr Hauskleid auf dem Leibe und stand auf dem Wagentritte, um im Innern des Wagens einige Kissen zurecht zu richten. Beide verrichteten ihr Geschäft schweigend und hätten die Maulthiere nicht zuweilen unruhig gescharrt und ihren Kopfschmuck bewegt, wenn sie eine lästige Fliege quälte, so hätten die im Hause noch weilenden Badegäste sicherlich nicht gemuthmaßt, daß sie einer ihrer Gefährten verlassen sollte.

Es lag in diesen flüchtigen Vorbereitungen, in diesem düstern Schweigen ein Ausdruck der Trauer, der mit den lauten Freudenausbrüchen der Hochzeitgäste einen lärmenden Contrast bildete.

Therese und der Postillon, die ganz und gar mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, schienen die Ankunft des Reisenden nicht zu bemerken, der vom Haupteingange des Hôtels herkam und mit den Blicken Jemanden zu suchen schien. Der Reisende war von der Diligence gestiegen, die zu Anfange des Dorfes stille gehalten hatte. Doch um keinen Preis der Welt hätte einer der Straßenjungen an diesem Festtage sein Gepäck nach dem Hôtel tragen wollen, so war denn der Reisende genöthigt, sein Felleisen und seine Hutschachtel selbst dahin zu bringen.

Da sich Niemand einfand, sein Gepäck abzunehmen, so rief er mit lauter Stimme. Man antwortete nicht. Der Postillion war fremd im Hause und Therese schien nicht gehört zu haben.

»Zum Geier! wo sind sie?« fragte der Fremde voll Ungeduld, »ist dieses Haus ein verzaubertes Schloß geworden?«

Er verdoppelte seinen Ruf, als Therese mit dem Ordnen der Kissen fertig, vom Wagentritt herniederstieg und sich der Stiege zukehrte.

Nun warf der Reisende seine Bürde zur Erde, und eilte auf Theresen zu, die er fest am Arme faßte.

»Therese! he Therese! Du bist wohl sonst eiliger, deine niedliche Fratze zu zeigen.«

Das Zöfchen kehrte bei diesen Worten ihr Köpfchen um, und nun erst begriff der Reisende, warum sie sich gestellt, als hörte sie den Ruf nicht. Theresens Blicke schwammen in Thränen und ihre Eitelkeit gestattete ihr nicht, ihr niedliches Gesichtchen so entstellt zu zeigen.

Beim Anblicke des Fremden trat ein freudiges Lächeln auf ihre Züge.

»Himmel! Herr Vicomte, Sie sind es! O, wären Sie nur früher gekommen, Sie hätten sicherlich viel Unglück verhindert, doch nun ist es zu spät.«

Und schluchzend hielt sie ihre Schürze an ihre Augen.

»Wie, Du weinst!« rief Mornas aus, den der Leser wohl schon erkannt haben wird, »da hätte ich eher gedacht, daß sich der See von Thau in Wein von Frontignan verwandle, als Dich traurig zu sehen. Nun, Kleine, sey vernünftig, sprich, was ging hier vor? Wenn ich rufe, antwortet mir Niemand, und wenn ich frage, weint man.«

»Da draußen gibt es viel Lärm, und wir da herin haben viel Kummer.«

»Kummer? welchen Kummer könntest Du haben, wenn Dir nicht etwa einer deiner Bewerber ungetreu geworden wäre?«

»Einer meiner Bewerber? O, Herr, ich habe nur einen Schatz, und das ist der gute Joseph, und der kleine Baptist macht mir nur so ein wenig nebenbei den Hof. Doch der Herr Vicomte liebt den Scherz und da darf man es nicht so genau nehmen. Aber nicht meinetwillen bin ich betrübt, sondern nur wegen Personen Ihrer Bekanntschaft, die sehr zu beklagen sind.«

»Personen meiner Bekanntschaft! Mein Gott, wäre vielleicht Herrn von Laroyère ein Unglück zugestoßen?«

Die Kammerzofe schüttelte das Köpfchen, indem sie spöttisch lächelte.

»Herr Adrian befindet sich in diesem Augenblicke auf Stephans Hochzeit. Er konnte davon nicht wegbleiben, denn er war ihr Stifter. Uebrigens sah er heute nicht sehr fröhlich aus, als er hinter den Brautleuten herschritt, ich sah ihn vom Fenster aus. Vielleicht dachte er doch ein wenig an das arme Geschöpf, das er niemals wieder sehen wird, — sie reist ab, Herr Vicomte, und schwer krank, wie sie ist, wird sie vielleicht nicht lebend mehr Montpellier erreichen.«

»Wer ist krank, wer soll sterben? sprich doch, albernes Mädchen, wer soll nach Montpellier abreisen?«

Die Zofe fand keine Zeit zur Antwort, denn plötzlich erschien der Doctor Moirot auf dem Perron des Hauses und sagte unwirsch:

»Ist's nun Zeit zum Plaudern? rasch, geht hinauf; man bedarf Euer.«

»Da ist der Herr Doctor, fragt ihn selbst,« rief sie, indem sie rasch ins Haus trat, und die Stiege hinanflog, daß man die kleine Arbeitsscheere an der sie haltenden silbernen Kette klingeln hörte.

Der Arzt wollte ihr folgen, als er Herrn von Mornas erkannte.

»Willkommen, Herr Vicomte!« sprach er, indem er sich demselben zuwandte. »Herr, ja Sie haben noch kein Gemach,« fügte er hinzu, als er die am Boden liegende Bagage bemerkte. »Entschuldigen Sie, die verwünschte Hochzeit hat alle meine Diener entfernt, und ich und Therese, wir sind so sehr mit der armen Kranken beschäftigt.« —

»Aus Barmherzigkeit, sagen Sie mir, wer ist die Kranke, welche die Wässer von Balaruc nicht zu heilen vermochten?«

»Für moralische Leiden taugen unsere Wässer nicht, was übrigens unsere Kranke betrifft, so kennen Sie sie; wie oft haben Sie nicht ihre Schönheit, ihre Anmuth bewundert! Ach, wie hat sie sich nun verändert! Doch, entschuldigen Sie mich nun, Vicomte, daß ich Sie verlasse, ich kehre zur Kranken zurück, der ich meine letzten Verhaltungsregeln für die Reise mittheilen muß.«

»Sehr wohl, Herr Doctor, doch sagen Sie mir gefälligst . . .«

»Sogleich, sogleich. Belieben Sie sich auf Nummer 12 zu begeben. Verdammte Straßenläuferinnen, die mich in eine so arge Verlegenheit setzen!«

Und fort war er, wie Therese, die ebenfalls entwischt war.

Da stand nun Mornas und wußte nicht, was er denken und wer ihm das Räthsel lösen sollte.

Er wollte den Postillion befragen, der am Wagenkasten lehnte und philosophisch sein Pfeifchen schmauchte, aber dieser Mann wußte nur, daß er Jemanden nach Montpellier zu führen habe und gab keine weitere Auskunft.

Mit Recht ganz ärgerlich wollte sich der Vicomte eben entschließen, seine Effecten selbst noch Nummer 12 zu schleppen, als er die Augen zufällig in die Höhe richtete und an einem der Fenster des ersten Stockwerkes das runzelige Gesicht des tollen Malevieux bemerkte.

»Ah Sie da! wie geht's? guten Tag! was macht Adrian? Endlich finde ich Einen, mit dem ich plaudern kann, was heute im Badehause eben kein leichtes Unternehmen ist.«

Der Vicomte täuschte sich aber, wenn er meinte, Einen gefunden zu haben, mit dem er plaudern könne. Malevieux's Kopf blieb steif und schweigsam wie jener eines Grabesmonuments.

»Aha, man grollt mir noch seit der letzten Begegnung,« hob der Vicomte lächelnd abermals an, da ihm keine Antwort ward. »Und doch schuldet mir der zürnende Ritter den Dank für meine kluge That, dem Schelm Lord Corbett gegenüber.«

Bei diesem Namen schien Malevieux aus seiner starren Bewußtlosigkeit zu erwachen. Seine Blicke fielen auf Mornas und sein Bewußtseyn schien auf Augenblicke zurückzukehren.

Nach einigem Zögern winkte er mit der Hand und sprach laconisch:

»Kommen Sie herauf!«

Mornas nahm sein Gepäck, eilte die Stiege hinan und

begab sich nach dem Gemache Malevieur's, welches dem seinigen gerade gegenüberlag.

Er war erstaunt, daß Adrians Onkel, dessen völlig lästige Höflichkeit bekannt war, ihm nicht entgegenkam. Er klopfte an die Thür.

»Treten Sie ein,« erwiederte man von innen.

Der Schlüssel stack im Schlosse; aber der Vicomte bemerkte mit Erstaunen, daß er ihn zweimal umwenden mußte, was bewies, daß Malevieur in seinem Zimmer eingeschlossen war.

Dieser Umstand flößte Mornas einigen Verdacht ein, da er aber an die Geistesverwirrungen Malevieur's nicht glaubte, so kam ihm auch nicht der Gedanke, man könnte aus Vorsicht einen unschädlichen Menschen eingesperrt haben.

Als er aber eintrat, die Stube in größter Unordnung und Malevieur selbst in losen Kleidern und verkehrter Perrücke fand, da fing er doch an, Malevieur's verstellten Wahnsinn bedenklich zu finden und nahm sich vor, die Bewegungen des Alten mit einiger Vorsicht zu überwachen.

Der Empfang des Wahnsinnigen war ganz anständig; er stand auf, trat auf Mornas zu und begrüßte ihn mit der ganzen Feinheit des ancien régime.

»Empfangen Sie meinen achtungsvollsten Gruß, Herr Vicomte. Ich bin sehr erfreut, Sie wieder bei uns zu sehen, ich bin überzeugt, daß mein Neffe Adrian . . .«

Bei Nennung dieses Namens schienen sich seine Sinne abermals zu verwirren und er schwieg.

»Ah, Sie meinen wohl, Ihr Neffe würde sich freuen, mir die Hand zu drücken,« ergänzte Mornas die begonnene Phrase; »in der That, ich gleichfalls. Wir verließen uns ein wenig rasch, vor ungefähr einem Monate. Dringende Ge=

schäfte und ein höherer Auftrag riefen mich nach einem entfernten Ort; ich war stets auf Reisen. Nun bin ich aber hier und hoffe die verlorene Zeit einholen zu können. Nun, Malevieux, geben Sie mir rasch Aufschluß, wie steht es mit der Neigung unseres Jünglings? Sie müssen Alles wissen, Sie waren ehedem sein Vertrauter, Sie konnten ihn nun beobachten.«

Mornas, wie wir hören, hatte wie zu einem vollkommen Vernünftigen gesprochen. Malevieur fiel auch anfangs nicht aus dieser Rolle, denn mit vieler Ruhe antwortete er, indem er sich zu Mornas' Ohr neigte:

»Wie, Sie wissen nicht? Schwere Dinge sind geschehen . . . doch Sie sollen mir helfen, das arme Kind zu retten.«

»Was ist geschehen? Sie erschrecken mich!«

»Telemach hat sich in Calypso verliebt und nun verfolgt diese die arme Nymphe Eucharis.«

Mornas trat rasch zurück.

»Telemach! Calypso! Zum Teufel, was schwatzen Sie da, mein Lieber, wären Sie in der That verrückt?«

Malevieur schien die Wirkung seiner Worte gar nicht zu bemerken.

»Die Sachen stehen so, wie ich Ihnen gesagt habe,« fuhr der Tolle fort, indem er sich immer mehr aufregte; »und zum Unglück kann ich, der König der Götter, nichts mehr thun, um diese unglückliche Nymphe zu retten. Sie wissen wohl, daß mich das Geschick besiegt hat, es hat mir meinen Donner und meinen Adler geraubt. Sie sind aber Minerva und Sie können leicht die Verfolgte mit Ihrem Schilde decken, damit sie vor der Eifersucht Calypso's geschützt ist.«

In den Worten lag ein geheimer Sinn, das war außer Zweifel, aber der Vicomte war nicht geneigt, darauf einzugehen; er hielt die Verbindung der Namen Calypso, Minerva, Eucharis für eine im Wahnsinn gemachte, zufällige.

»Sieh, sieh,« sprach er mit großem Phlegma, »ich muß nun selbst gehen und sehen, ob diese Calypso in der That jene Absichten hegt, wie Sie sagen.«

Er retirirte zur Thür, um unbemerkt echappiren zu können, der Narr aber errieth seine Absicht.

»Sie sollen nicht allein dahin gehen, auch ich werde die unglückliche Eucharis beschützen!«

»Vergessen Sie doch nicht, theurer Jupiter,« erwiederte Mornas, um ihn zu besänftigen, »daß Sie weder Ihre Blitze noch Ihren Donner haben . . .«

»Minerva soll den Ruhm dieser That nicht allein haben!« rief Malevieux in unbändiger Wuth aus; »ich bin der König der Götter und werde mich zeigen!«

Er stieß den Vicomte mit kräftiger Faust zurück und stürzte nach dem Corridor.

Diese Flucht war so eilig, daß Mornas sich nicht einmal derselben widersetzen konnte. Bald sollte er aber die Folgen davon empfinden.

»Da habe ich eine fatale Sache veranlaßt, indem ich diesen Narren in Freiheit gesetzt; weiß Gott, was mir dieser Wüthende nun für Sorge macht! ich muß nur eilen, seiner wieder habhaft zu werden, um ihn in sein Gefängniß wieder einzusperren.«

Indem Mornas so sprach oder vielmehr so dachte, war er nicht müßig geblieben und eilte dem Wahnsinnigen nach. Bald hatte er Ursache, wenigstens in etwas beruhigt zu seyn. Malevieux hatte nicht das Haus verlassen, sondern er eilte

über den Corridor längs den Gemächern der Badegäste hin. Der Vicomte hörte einen gellenden Schrei und ein Stimmengewirr aus einem benachbarten Gemache dringen. Er verdoppelte seine Schritte, stieß eine halbgeöffnete Thür auf und befand sich einer unerwarteten Scene gegenüber.

Er war in den Gemächern der Marquise von Norville. Koffer und Packete bedeckten den Fußboden. Therese war beschäftigt, noch einige Kleider unter der Aufsicht der Frau Marquise einzupacken. Doctor Moirot schrieb auf der Ecke eines Tisches, Amelie, in ihre Reisetoilette gehüllt, lag auf einer Bergère und erwartete den Augenblick der Abreise.

Die bleiche durchsichtige Gesichtshaut, die matten Bewegungen der Glieder verriethen die schreckenvollen Verheerungen, welche die Krankheit angerichtet hatte. Man glaubte fast, die Seele müsse sich jeden Augenblick diesen bleichen Lippen entringen. Ihre durchsichtige Hand, die der Länge nach auf ihrem geschmeidigen Körper ruhte, schien jeder Wärme beraubt und blutleer.

Der Vicomte war mächtig berührt von der Veränderung, die seit einigen Wochen in diesem jungen Wesen, das er frisch und reizend gekannt hatte, vorgegangen war.

Man ließ ihm aber nicht Zeit, Betrachtungen anzustellen. Malevieur hatte sich in dieses Gemach geflüchtet und an Ameliens Lager stehend, sprach er im belebten Tone unzusammenhängende Worte aus. Frau von Norville hatte sich mit der Furcht eines Kindes hinter Stühle und Koffer verschanzt.

»Wer hat den Wahnsinnigen herausgelassen? Wie ist er hieher gekommen?« rief sie voll Zorn. »Therese! Doctor Moirot, bringen Sie ihn weg, er will mich tödten; er will sich an mir vergreifen!«

Dieser Befehl war leichter zu geben, als auszuführen. Moirot und sein Adjutant in Frauenkleidern schienen nicht Lust zu haben, sich mit dem Tollen, der sehr stark war und dem die Wuth erhöhte Kräfte verlieh, in ein Handgemenge einzulassen. Als nun Mornas eintrat, eilte die Marquise hastig auf ihn zu, wie um Schutz flehend.

»Schützen Sie mich, mein Herr!« rief sie ihm entgegen; »dieser gefährliche Narr ist aus seiner Stube entsprungen. Dieser Tage erst wollte er seinen eigenen Neffen in den See stürzen; aus Barmherzigkeit, verlassen Sie uns nicht, es sind nur Frauen hier und auf Doctor Moirot ist nicht zu zählen.«

»Ich bin um so bereitwilliger, Sie zu beschützen, Madame,« erwiederte der Vicomte, indem er sich höflich verneigte, »als ich der Urheber des Uebels bin und aus Unwissenheit dem Gefangenen die Freiheit gab. Ich glaube übrigens, daß von ihm nichts zu fürchten ist und daß er trotz seiner Geisteszerrüttung nicht böse ist.«

Je länger der Vicomte sprach, desto aufmerksamer betrachtete ihn die Marquise.

Endlich stotterte sie: »Herr Vicomte von Mornas.«

»In der That, Frau Marquise und ich habe als eine alte Bekanntschaft ein Anrecht auf die Erinnerung der beiden Marquisen von Norville!«

»Ah, Herr vor Mornas,« sprach Amelie, indem sie sich etwas in die Höhe richtete, »Sie sind der Freund des Herrn von . . .«

Sie vollendete nicht und eine leichte Röthe überflog ihr bleiches Angesicht.

Dieser Erkennungsscene folgte eine Minute verlegenheitsvollen Schweigens.

»Ich fürchte lästig zu werden, wollte ich bei Vorkehrungen zur Abreise länger noch hier verweilen; ich gehe,« fuhr er fort, »indem ich Herrn Malevieux mit mir nehme, dessen Anwesenheit den Damen unangenehm ist.«

Der Narr hatte sich ein wenig beruhigt und war in sein melancholisches Schweigen verfallen.

»Bringen Sie ihn weg! bringen Sie ihn rasch hinweg!« flehte die Marquise.

Mornas war im Begriff, den Wahnsinnigen aus dem Gemache zu führen, als Amelie, wie um ihn zu beschützen, die Hand ausstreckte und in flehendem Tone sprach:

»Herr Vicomte, liebe Mutter, verstoßen Sie den armen Mann nicht, der mich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen wünschte. Jeder Beweis von Theilnahme thut mir wohl und kommt er selbst von einem . . . sehen Sie, wie er nun ruhig ist und wie leicht es ist, die Erregtheit dieses gestörten Geistes zu beschwichtigen. Treten Sie näher, Malevieux,« fügte sie herzlich hinzu, »sagen Sie Ihrer armen kleinen Freundin ein Lebewohl, vielleicht,« fuhr sie leiser fort, »sehen wir uns niemals wieder!«

Die Marquise schien sehr verwirrt.

»Du hast in der That wunderliche Gedanken, meine Tochter . . . doch Du bist krank,« fügte sie mit gezwungenem Lächeln hinzu, indem sie sich zu Mornas wendete, »und den Launen einer Kranken muß man sich fügen.«

Sie betonte das Wort »Kranke« auffallend, es schien daher dem Vicomte anzeigen zu wollen, daß er sich entfernen möge. Der Vicomte stellte sich aber, als verstünde er nicht und blieb aufhorchend unbeweglich stehen.

Malevieux hatte sich wieder der Kranken genähert und indem er sie mit tiefem Schmerze betrachtete, flüsterte er:

»Eucharis! arme Eucharis!«

»Ich heiße nicht Eucharis, garstiger Mann,« sprach Amelie, indem sie dem Wahnsinnigen einen leichten Schlag auf die Finger gab, »das ist ein mythologischer Name, den Ihr aus irgend einem alten Buche genommen . . . ich bin Amelie von Norville und habe Euch etwas zu sagen, wenn Ihr fähig seyd, mich zu verstehen.«

Der Narr antwortete nicht, aber der Ausdruck seiner Gesichtszüge verrieth, daß der Anfall vorüber sey.

»Ich gehe nach Montpellier zu meinem Oheim,« hob Amelie zu Malevieux gewendet an; »die Luft in diesem sumpfigen Lande macht mich krank. Vielleicht kehre ich nie mehr nach Balaruc zurück. Doch meine Mutter kehrt binnen wenigen Tagen hieher zurück, da die Bäder von Balaruc für sie so heilsam sind. Wenn sie wiederkehrt, guter Malevieur, betrachtet sie nicht mit so bösen, gehässigen Blicken, die sie erschrecken, versprecht mir dies, mein Freund, ehe ich scheide.«

Malevieux stieß ein Gestöhne aus, das sehr zweifelhaft war.

»Was liegt mir am Hasse dieses Tollen!« warf die Marquise voll Bitterkeit ein; »Du gehst zu weit, meine liebe Kleine. Es scheint fast, Herr Vicomte, daß meine Tochter zeitweise in ein Delirium verfällt,« fügte sie zu Mornas gewendet leiser hinzu.

»Das dürfte Sie nicht überraschen,« entgegnete Doctor Moirot in bedeutungsvollem Tone. »Die Krankheit des Fräuleins liegt im Nervensystem und diese Krankheiten wirken stets auf das Gehirn.«

Mornas ließ Amelie nicht aus den Augen, die leise mit Malevieux sprach.

»Frau Marquise,« hob endlich Mornas in höflichem doch festem Tone an, »entschuldigen Sie, wenn ich mich bezüglich des Fräuleins so ängstlich zeige, wie es nur einer zärtlichen Mutter zukommt, oder vielleicht vorsichtiger wie selbst unser weiser Practicus, Herr Moirot, aber es handelt sich hier um eine Gewissenssache, der ich mich entledige, und diese besteht in dem Ausspruche, daß das Fräulein Amelie durchaus außer Stand ist, eine Reise anzutreten, wenn sie nicht die schrecklichsten Folgen für ihre Gesundheit haben sollte.«

»Ich habe der Frau Marquise in der That nicht verborgen, daß die Reise gefahrbringend sey,« warf der Arzt ein.

»Was sprechen Sie da, Herr Doctor?« entgegnete Frau von Norville ärgerlich. »Ist es mein Wunsch, daß meine Tochter abreise? Hab' ich sie nicht inständigst gebeten, hier zu bleiben? Doch bestand sie hartnäckig auf ihrem Wunsche und Sie selbst sagen, daß die Verweigerung mehr Schaden anrichten könne, als die Reise.«

»Ein krankes Geschöpf,« sprach der Vicomte, »ist nicht in der Verfassung, ermessen zu können, was ihm schadet oder nützt, diejenigen, welche sie lieben, müssen ihr Wohl überwachen; übrigens glaube ich nicht, daß man vieler Beredsamkeit bedürfe, um das Fräulein zum Verbleiben in Balaruc zu bestimmen.«

Diese Worte enthielten einen Zweifel über die Wahrheit von Ameliens Absichten und drückten die Ahnung aus, man habe auf den Willen der Kranken einen Einfluß geübt.

»Meine Bemühungen waren fruchtlos,« entgegnete die Marquise in gereiztem Tone, »ich zweifle, daß ein Anderer mehr Einfluß übe auf meine Tochter.«

»Dürfte ich es wagen, das Fräulein zu bestimmen?« wagte der Vicomte zu fragen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, näherte er sich ruhig dem Fräulein, während die Mutter ganz verblüfft und geärgert über diese Kühnheit keine Worte zu finden wußte.

Fräulein von Norville endigte ihr mit Malevieux leise geführtes Gespräch und betrachtete scharf den Fremdling, der sich in ihre heiligsten Geheimnisse zn drängen schien.

»Fräulein,« hob Mornas voll sanfter Güte an, indem er sich auf die Lehne der Bergère stützte, auf welcher Amelie ruhte, »Fräulein, Ihre Mutter, Ihr Arzt und ohne Zweifel auch alle Freunde, die Sie in Balaruc besitzen, sehen mit Schmerz, daß Sie heute schon nach Montpellier reisen wollen. Ist es in der That Ihr innigster Wunsch?«

»Es ist der heiligste meiner Wünsche.«

Die Marquise blickte bei diesen Worten mit triumphirendem Lächeln nach Mornas, der es jedoch nicht zu bemerken schien.

»Vergessen Sie nicht aus Mitleiden für sich selbst, welche Gefahren Sie laufen, wenn Sie krank und erschöpft, wie Sie sind, auf der Reise von einem Unfall betroffen werden sollten . . .«

»Ich bin auf Alles gefaßt,« erwiederte Amelie mit bitterem Lächeln; »ich unterwerfe mich Allem, wenn ich nur abreisen kann.«

»Werden Sie mir verzeihen, wenn ich über diesen Ausspruch staune und da mir der Widerwille für dieses

herrliche Land unerklärlich ist, Sie um die Gründe befrage . . .«

»Die Gründe sind sehr einfach, mein Herr; dieses Land, das Sie so schön finden, sagt meiner Gesundheit nicht zu; ohne Zweifel trägt die Luft die Schuld an dem Fieber, das mich verzehrt. Doch genug hievon, mein Herr,« fuhr sie ungeduldig geworden fort, »meine gute Mutter wird Ihnen genügende Aufklärung gegeben haben, es ist daher unnütz, sie zu wiederholen.«

Und sie kehrte das Gesicht von dem Vicomte ab.

»Ich verstehe nichts von all' dem,« flüsterte der Vicomte ganz entmuthigt.

In diesem Augenblick entstand ein Geschrei von Stimmen unter den Fenstern. Schüsse knallten, Trommeln und Pfeifen klangen und der Hochzeitszug kehrte aus der Kirche heim.

Bei diesen Lauten zuckte Amelie krampfhaft zusammen.

»Diese Hochzeit!« rief sie fast zornig aus. »Immer wieder diese böse Hochzeit! Sie werden mich noch tödten mit ihrer wilden Lust und ihrem tollen Geschrei! Nun ist es Zeit, Mutter, eilen wir, reisen wir ab. Leben Sie wohl, armer Malevieux, beherzigen Sie meine Worte. Leben Sie wohl, meine Herren, und auch Du, gute Therese, lebe wohl!«

Indem sie so sprach, hatte sie versucht aufzustehen. Mit fieberhafter Kraft erhob sie sich. Ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten.

Die Marquise eilte auf sie zu.

»Amelie, theure Tochter, Du mißbrauchst deine Kräfte,« rief die Marquise diesmal in wirklich zärtlichem Tone, »Du

bist nicht im Stande, die beschwerliche Reise zu ertragen, verzögere deine Abreise nur um einige Tage . . .«

»Nicht um eine Stunde, meine Mutter, ich beschwöre Dich, wenn Du nicht willst, daß ich hier sterbe.«

Der Arzt hatte Ameliens Hand ergriffen und fühlte ihren Puls.

»Ich muß mich dieser Abreise in diesem Augenblicke widersetzen; es ist ernstlich Gefahr, wenn Sie abreisen.«

»Nun denn, so will ich mich in diese Gefahr begeben . . .«

»Hören Sie die Stimme der Vernunft,« flehte Mornas in eindringlichem Tone, »widerstehen Sie nicht länger den Vorstellungen des Arztes, den Bitten Ihrer Mutter . . . welche Gründe mögen Sie bestimmen, diesen Ort zu fliehen?«

»Was liegt an meinem Daseyn! Ich kann nicht länger in dieser Weise leben,« fuhr Amelie in völligem Delirium fort; »diese Höllenqualen müssen ein Ende nehmen. Sehen Sie nur, wie ich stark bin; ich werde allein gehen, allein bis an meinen Wagen. Gehen wir, Mutter, gehen wir! fort, fort von hier!«

Sie hatte sich von den sie haltenden Händen befreit und schwankte der Thüre zu.

In diesem Augenblicke rief Therese, die an der Thür stand und über den Corridor blicken konnte:

»Er kommt, Herr Adrian von Laroyère; er kommt eiligst, um den Damen Lebewohl zu sagen.«

»Adrian kommt!« flüsterte die Marquise in tödtlicher Verlegenheit.

»Adrian kommt,« wiederholte der Vicomte mit sichtlicher Befriedigung; »nun wird es ihm sicherlich gelingen, die-

ſes eigenſinnige Kind von einem tollen gefahrbringenden Schritt abzuhalten.«

Als Amelie dieſen Namen hörte, kehrte ſie zitternd um.

»Er! er!« flüſterte ſie, »ich kann, ich will ihn nicht mehr ſehen . . . fort, fort, wenn ich nicht ſterben ſoll!«

»Sie verſuchte abermals zu gehen, aber ihre Kräfte ſtanden unter ihrer moraliſchen Stärke, ſie ſank leblos in die Arme ihrer Mutter.

Mornas ſchien über die Vorgänge ganz verblüfft.

»Sie ſcheint ihn nun zu haſſen, den ſie ſonſt ſichtbar bevorzugt hatte,« ſprach er bei ſich ſelbſt.

In dieſem Augenblicke trat Adrian in das Gemach.

VI.

Das Geheimniß.

Adrian trug ein Feſtgewand. In ſeiner ſchwarzen Tracht wollte er die leicht erregbare Empfindlichkeit der Leute, bei deren Feſte er ſo zu ſagen den König ſpielte, nicht verletzen. Obwohl das Gemach voll von Menſchen war, ſah er doch Niemand ſonſt als die Marquiſe und trat auf ſie zu.

»Vergeben Sie mir, Frau Marquiſe,« begann er mit hochaufathmender Stimme, »daß ich Sie in einem ſolchen Augenblicke habe verlaſſen können; aber Sie wiſſen es wohl, daß ich die Einladung der Familie Poncet — wollte ich den wackern Leuten nicht ein grimmiges Unrecht zufügen — nicht ausſchlagen durfte. Endlich konnte ich mich aus dem Staube machen.«

»Herr Adrian,« rief die Marquise mit sichtlicher Verlegenheit, »meinen Dank für Ihre Eile, aber . . . wir reisen noch nicht . . . wenigstens so bald nicht. Der Zustand meiner Tochter verbietet es mir.«

»Fräulein von Norville ist doch wohl nicht krank?« fragte der junge Mann ziemlich aufgeregt und näherte sich dem Lehnstuhl, in den Amelie sich hingeworfen hatte.

Amelie hatte die Augen geschlossen und schien diese Frage gar nicht gehört zu haben.

»Therese,« rief die Frau Marquise, »bestelle den Wagen ab und schaffe die Packete wieder herauf. Ihnen, Herr Doctor, und Ihnen, meine Herren, danke ich für alle mir geleisteten Dienste und Ihren guten Willen; ich kann nun Ihrer Hilfe entbehren.«

Das war ein förmlicher Abschied, aber nur der Doctor und Therese schienen denselben vernommen zu haben und entfernten sich. Auch dieses Mal wichen Mornas und Malevieux nicht von der Stelle.

»Frau Marquise, ich finde keine Worte, um Ihnen zu dem gefaßten Entschlusse Glück zu wünschen, und gewiß theilt der liebe Laroyère auch meine Ansicht.«

Jetzt erst erkannte Adrian den Vicomte von Mornas.

»Mornas!« rief Adrian aus und eilte dem Vicomte mit offenen Armen entgegen. »Der Himmel führt Sie mir zu!«

Beide Männer umarmten sich auf's Innigste. Die Marquise schien diese wechselseitige Herzlichkeit voll Unruhe zu beobachten.

»Mein wackerer Adrian,« begann nun Mornas, »es hat nicht von mir abgehangen, Sie so bald wie möglich wieder zu begrüßen, aber ich hatte Geschäfte, denen ich mich

nicht entziehen konnte. Doch lassen wir das, wir wollen später von all den kleinen Einzelnheiten, welche für unsere Damen hier ohne alles Interesse sind, ausführlicher plaudern.«

»O, machen Sie keine Umstände, meine Herren,« rief Frau von Norville und kniff die Lippen zusammen; »nach einer so langen Trennung haben sich gute Freunde gewiß hundert Dinge zu sagen.«

Adrian begriff die Ironie.

»Gnädige Frau,« begann er, »Sie wissen nur zu wohl . . .«

Plötzlich hielt Adrian inne in seiner Rede und bemerkte, daß das Auge des Vicomte von Mornas fest auf ihn gerichtet war. So wenig bezeichnend übrigens diese Bewegung auch seyn mochte, der Vicomte hatte von ihrer Wirksamkeit sich bereits überzeugt.

»Aha!« dachte er, »jetzt weiß ich doch, was Eucharis und Calypso damit sagen wollen. Alle Wetter!«

Eine schärfere Prüfung seines Blickes bestätigte seine Gedanken.

Adrian und die Frau Marquise sprachen leise miteinander am andern Ende des Zimmers. Frau von Norville schien mit großer Erregtheit sich auszudrücken, während Adrian ganz bestürzt aussah und sich durchaus nicht behaglich fühlte.

Der Vicomte zweifelte keinen Augenblick länger, daß er den Gegenstand der Unterredung Beider bildete.

Einmal sogar rief Frau von Norville mit so vernehmlicher Stimme, daß man sie verstehen konnte:

»Ein Bruch! Ja, mein Herr, ein unaufschiebbarer Bruch! Es ist dies Ihre Pflicht.«

Was immer die Tragweite dieser Worte seyn mochte, Mornas glaubte sie gesprochen, damit er, eben er sie vernehme. Ein verächtliches und demüthigendes Lächeln war seine Antwort darauf. Aber indem es nicht scheinen sollte, als wolle er eine vertrauliche Unterredung behorchen, näherte er sich Amelie; diese verbarg das Antlitz in ihrem Battisttuche, gleichsam um nichts zu sehen und nichts zu hören. Malevieux, der auf einem Stuhle Platz genommen, gegenüber der Kranken, hielt seine Hände über die Knie gekreuzt und verharrte trübsinnig und träumerisch.

»Fräulein,« begann der Vicomte und neigte sich zu Amelie hinunter, »ich verlasse jetzt dieses Gemach, in welchem meine Gegenwart vielleicht nicht Allen angenehm ist; aber bevor ich mich entferne, würde ich mich glücklich fühlen zu vernehmen, daß Sie sich etwas gestärkter und weniger leidend befinden.«

»Ich danke Ihnen, ich befinde mich genug wohl,« rief Fräulein von Norville, ohne ihr Angesicht zu enthüllen.

»Ihr Uebel, mein armes Kind, sitzt im Herzen, o, das weiß ich genau! . . . Wohlan denn, wenn Sie eines ergebenen Freundes bedürfen, der über Sie wacht und Sie wirksam beschützt, so denken Sie an mich.«

Ueber diese besondere Eröffnung erhob Amelie ihr Haupt und schien ihrer Entrüstung freien Lauf lassen zu wollen; aber sie las so viel Wohlwollen, so viel Theilnahme in den Gesichtszügen des Vicomte von Mornas, daß sie sich mit der Antwort begnügte:

»Sie täuschen sich, mein Herr; ich bedarf keines andern Schutzes, als desjenigen meiner Mutter.«

Die Marquise eilte vom andern Ende des Gemaches herbei.

»Herr Vicomte,« begann sie mit einem Tone des Zornes, den sie kaum mehr zurückhalten konnte, »meine Tochter ist sehr leidend, und jede mit noch so leiser Stimme geführte Unterredung kann sie anstrengen und ihr Leiden vermehren.«

»Genug, Frau Marquise,« erwiederte Mornas frostig, »ich ziehe mich zurück; aber wird Herr Adrian, der größere Fortschritte in Ihrem Vertrauen gemacht als ich, auch mehr begünstigt seyn als ich? . . . Adrian,« fuhr der Vicomte zu seinem jungen Freunde gewendet fort, »wollen Sie mich nicht begleiten? Ich habe doch vorhin der Frau Marquise es ziemlich deutlich merken lassen, daß wir uns sehr Vieles zu sagen haben.«

»Wahrhaftig, mein lieber Vicomte, Sie erinnern mich; wenn also meine Gegenwart hier unnöthig ist . . .«

»Bleiben Sie, mein Herr!« rief die Marquise Adrian in gebieterischem Tone zu.

Adrian machte eine Geberde der Entschuldigung gegen den Vicomte.

»So sey es denn,« rief der Vicomte Mornas, »in einigen Stunden werden wir uns dennoch gewiß sehen, und dann wird es geschehen müssen, daß gewisse Geheimnisse sich aufhellen . . . Adrian, Adrian, hätten Sie sich der Warnung erinnert, welche ich Ihnen auf dem Wege nach Cette gegeben, Sie hätten sich manchen Kummer ersparen können.«

Mit diesen Worten grüßte er und schickte sich an, das Gemach zu verlassen, als sich ihm Malevieux entgegenstellte. Die Besinnung war plötzlich auf dem Angesichte des Spielers zurückgekehrt; seine Haltung war fest und seine Bewegung sicher.

»Was denken Sie nun zu unternehmen?« rief der alte Spieler mit zitternder Stimme, »warum das Gute, was

Sie zu thun willens sind, aufschieben, wenn Sie wirklich die Macht haben, es zu thun? Soll denn vorerst dieses unglückselige Opfer des Egoismus und der Blindheit zu Grunde gerichtet werden, um dann Ihren Eifer anzufachen?«

Niemand vermag das Staunen aller Anwesenden zu schildern, als sie Malevieux, den man gewohnt war, als um den Verstand gekommen zu betrachten, mit einem Mal sich so vernünftig und so bündig ausdrücken hörten. So konnte er dann auch seine Rede fortsetzen, ohne daß Jemand daran dachte, ihn zu unterbrechen.

»Herr Vicomte,« fuhr er mit stets gesteigerter Wärme fort, »im Namen des Allmächtigen haben Sie Mitleid mit der Tochter meiner Schwester, die von einer Sirene, von einer Hexe, durch den Zauber, Gott weiß welches Vorurtheils gefangen gehalten wird. Sie üben auf sie noch einen Einfluß, den ich nicht mehr besitze, ich, der ich so viel Gründe habe, mich selbst zu hassen und zu verachten. Schützen Sie die Arme vor den Verführungskünsten dieses arglistigen Weibes. Haben Sie Mitleid mit dem unschuldigen Kinde, das heimlich gegen ein unwiderstehliches Gefühl ankämpft und in diesem Kampfe untergehen muß . . . Sie stirbt, ich sag' es Ihnen, wenn Sie es nicht retten, und Niemand wird die Größe des Heroismus ihres Opfers kennen, außer eine wahnsinnige, ohnmächtige, niederträchtige Creatur, wie ich eine bin.«

Es war unmöglich, diese Worte voll Sinn, die mit der gegenwärtigen Situation ganz im Einklange standen, der Narrheit beizumessen.

Amelie schauderte zusammen, als sie mit einem Male die geheimen Wunden ihres Herzens aufgedeckt sah. Adrian, ganz vernichtet, schien ein lebhaftes Verlangen zu empfinden,

Fragen zu stellen, die nur ein noch unbekanntes Gefühl auf seinen Lippen fesselte.

Nur die Marquise stellte sich, als nehme sie diese Aeußerung Malevieux's ganz und gar nicht ernstlich, obgleich ihre Stimme zitterte, als sie mit angenommener Leichtigkeit ausrief:

»Ei, sieh da, dieser arme Mann erzählt uns ja lauter Neuigkeiten, wir würden ja ganz allerliebste Dinge zu hören bekommen, wenn wir die Geduld hätten, dergleichen anzuhören. Doch es ist nun wohl nicht der Augenblick, an dergleichen Abgeschmacktheiten eines kranken Gehirns sich zu ergötzen... Herr von Laroyère, haben Sie daher die Güte, Ihren Onkel auf sein Gemach zu begleiten und sorgen Sie dafür, daß er dort besser eingeschlossen werde, wenn dies überhaupt möglich.«

Adrian zögerte.

»Ich bin kein Narr,« rief Malevieux voll Nachdruck, »nein, ich bin kein Narr, am allerwenigsten in dieser Stunde. Aber mein Herz erhebt sich von maßlosem Unwillen, wenn es diese herzlose Mutter, dieses entartete Weib gewahr wird.«

»Er beleidigt mich, hören Sie doch nur, er beleidigt mich,« schrie die Marquise, »und Sie, Adrian, dulden es!«

Laroyère, auf diese Weise gedrängt, wollte Malevieux mit sich aus dem Zimmer führen.

»Komm, mein Onkel!« rief er zu ihm; »Du kannst nicht lange hier bleiben. Komm, ich beschwöre Dich, Du sollst mir alles auseinandersetzen . . .«

Diese Bemerkung schien im Innern der Marquise die Furcht vor neuen Gefahren zu erwecken.

»Bleiben Sie,« rief sie laut, »bleiben Sie alle Zwei! bei Gott, ich hätt' es nie für nothwendig gehalten, mich über

Anschuldigungen, die dieser Unglücklichegegen mich vorbringt, beleidigt zu halten. Jupiter, nun ist es nicht Jupiter, der hier spricht, nennt er sich doch selbst so?«

Dieser, mit einer gewissenlosen Benützung des Moments ausgesprochene Name trübte von Neuem Malevieur's Geist. Sein Auge schaute starr vor sich hin und er schrie mit wilder Geberde:

»Ja, ich bin Jupiter, der König der Götter, und eines Tages wird dieser erscheinen und alle Lasterhaften bestrafen.«

Die Marquise suchte gezwungen zu lächeln.

»Sie sehen,« setzte sie noch hinzu, »wie sehr Unrecht ich hatte; führen Sie ihn aber hinweg, denn sein Geschrei muß meiner Tochter lästig fallen.«

Ungeachtet des Widerstandes, den der Wahnsinnige leistete, schickte sich Adrian an, dem Auftrage Folge zu leisten. Mornas, der mit seiner angebornen Durchdringlichkeit alle die geheimen oder offenen Einzelnheiten dieser Scene durchblickte, trat nun zur rechten Zeit dazwischen.

»Die Enthüllungen, welche Herr Malevieux soeben zu machen beliebte,« begann Mornas mit fester Stimme, »entbehren ganz und gar nicht allen Grundes, wie die gnädige Frau Marquise anzunehmen gewillt sind. Ich werde daher, ohne länger zu zögern, eine kurze Erklärung hervorrufen.«

»Und wer sind Sie, mein Herr?« fiel Frau von Norville dem Sprecher mit Hochmuth in die Rede; »wer hat Sie zum Richter von Gefühlen und Interessen bestellt, um die Sie sich zu bekümmern nicht berechtigt sind? In der That, mein Herr, Sie ganz besonders mißbrauchen sehr meine Geduld, da Siegegen meine klar ausgesprochene Absicht sich unterstehen, noch länger in meinem Gemache zu verweilen.«

»Ich weiß es wohl, Madame; wenn ich die Miene annahm, als begreife ich Sie nicht, so geschah es lediglich darum, weil es sich um weit wichtigere Dinge handelte, als blos um die eitle Beobachtung von Förmlichkeiten. Doch offen gesprochen, es ist durchaus noch nicht nothwendig, so viel Personen in Geheimnisse einzuweihen, die ich eben im Begriffe stehe Ihnen mitzutheilen. Deshalb, Frau Marquise von Norville, habe ich auch die Ehre, von Ihnen die Gunst zu verlangen, mir augenblicklich eine außerordentliche Unterredung zu gestatten.«

Die Marquise warf einen vernichtenden Blick auf Mornas.

»Mein Herr! Ihr Antrag ist eine Kühnheit! . . .«

»Weit weniger kühn als sehr klug, Madame. Nur Ihr eigenes Interesse macht es mir zur Pflicht, Ihnen unter vier Augen zu sagen, was ich nun einmal Ihnen nicht länger vorenthalten kann und darf.«

»Mein Herr!«

Der Vicomte ließ sich durch diesen Zornanfall, der keine Grenzen mehr kannte, durchaus nicht einschüchtern. Er näherte sich der Marquise von Norville und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Die Marquise trat einen Schritt zurück, während Todesblässe ihre Wangen überzog. Ihre Haltung verlor den Charakter des Uebermuths, der bisher sich darin ausgesprochen hatte.

»Ich glaube in der That, Herr Vicomte,« stotterte sie mit Anstrengung, »ich that Unrecht, Ihnen einen Augenblick der Unterredung zu verweigern. Ich habe zu viel Vertrauen in Ihr Urtheil . . . Nun aber kommen Sie . . . herein . . . . in mein Gemach, Niemand soll uns stören . . . O, kommen Sie, kommen Sie!«

Während sie diese Worte sprach, stürzte sie ganz außer sich in das nebenstehende Gemach, ohne eigentlich zu wissen, was sie that. Mornas folgte ihr; ehe er ins Gemach trat, wendete er den Kopf den ganz erstaunten Umstehenden zu und lächelte sie an, was so viel bedeuten sollte, als: hoffen Sie.

Nachdem sich die Thüre hinter Beiden schloß, hörte man den Schlüssel im Schlosse sich drehen.

Die Marquise war, kaum daß sie sich in ihrem Zimmer befand, halb ohnmächtig, auf einen Stuhl gesunken. Mornas nahm ihr gegenüber Platz und wartete geduldig ab, daß die Aufregung der Frau von Norville sich beruhige. Endlich schlug sie im Zustande sichtlicher Ermattung die Haarlocken zurück, welche ihr in Thränen gebadetes Angesicht verbargen und fragte mit unterbrochener Stimme, ohne daß sie sich den Vicomte anzusehen getraute:

»Einen Augenblick zuvor sprachen Sie, mein Herr, einen Namen aus, der so traurige Erinnerungen in mein Gedächtniß zurückruft. Ich werde nichts läugnen.«

»Sie meinen den Namen des unglücklichen Lucian Vidal? Ja wohl, gnädige Frau, und ich bin glücklich, zu entdecken, daß nach so vielen Jahren dieser Name noch immer nicht Ihrem Gedächtnisse entschwunden ist.«

»Demnach, mein Herr, werden Sie gewiß auch nicht erstaunt seyn, wenn ich Sie frage, was Sie alles von diesem Menschen wissen, der . . .«

»Gewiß, gewiß, gnädige Frau! Uebrigens ist es durchaus nicht nöthig, daß Sie sich so zurückhalten und die Wahrheit verbergen. Lucian Vidal ist drei Jahre nach Ihrer Heirath mit dem Marquis von Norville gestorben.«

»Gestorben?« rief die Marquise; »noch so jung und gestorben?«

Dabei schien trotz ihrer anscheinenden Traurigkeit ihre Brust von einer großen Last erleichtert zu werden. Nach und nach gewann sie wieder ihre Fassung, ihre Stimme bekam den gewöhnlichen Klang.

»Sie werden es wohl begreifen,« fuhr nun die Marquise fort, während sie ihre Augen trocknete, »daß ich bei dem Unglücke des jungen Mannes, der für mich eine so übertriebene Neigung gefaßt, nicht gleichgiltig bleiben konnte. Erscheint mir auch diese Neigung heute nach so viel Jahren nur mehr noch eine lächerliche Kinderei, ich denke doch noch manchmal daran mit ernstlichem Herzschlag, und die Nennung des Namens genügt schon, mich trübsinnig zu stimmen . . . Doch nun, Herr Vicomte, erlauben Sie mir die Frage: Was hat jenes Andenken, das Sie in mir wachgerufen, mit den gegenwärtigen Pflichten der Familie und Mutterliebe gemein?«

Diese letztere Frage that die Marquise mit einem so bestimmten Tone, daß es den Anschein hatte, die Marquise sey aller ihrer Aufregung Meister geworden. Mornas zuckte die Achseln.

»Sie dünken sich bereits sehr stark,« fuhr der Vicomte fort, »seitdem Sie erfahren haben, daß Lucian Vidal todt sey. Sie haben aber vergessen zu bedenken, daß er sein Geheimniß Jemanden anvertraut haben kann, der dem Mitleid weniger zugänglich ist . . . Gott ist mein Zeuge, gnädige Frau, ich hatte die beste Absicht, Sie zu schonen; aber Ihre verächtliche Heuchelei befreit mich von jeder Rücksichtsnahme.«

Die Marquise begann von neuem zu zittern.

»Leiser, mein Herr, leiser,« stammelte sie; »ich beschwöre Sie, leiser.«

Mornas begann nun mit gedämpfterer und sanfter Stimme, aus welcher jedoch noch immer deutlich die Ironie hervorstach:

»Es sey denn, ich liebe auch nicht unnöthigen Scandal. Aber Sie werden sich nie entschließen, das zu thun, was ich von Ihnen erwarte, wenn Sie nicht auf das Genaueste unterrichtet sind, wie weit sich meine Macht erstrecken kann. Ich werde Ihnen daher, wenn Sie mir dies gestatten, gnädige Frau, eine kleine Geschichte erzählen, die Ihnen ohne Zweifel vollkommen bekannt ist, doch aber — ich schmeichle mir wenigstens — Ihr Interesse zu wecken nicht unterlassen wird.«

»Ich . . . ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Herr Vicomte,« erwiederte die Marquise voll Aengstlichkeit. »Doch reden Sie, reden Sie, mein Herr, ich schenke Ihnen aufmerksames Gehör.«

»Es ist dies eine Gnade, von der ich keinen Mißbrauch machen will,« entgegnete der Vicomte; »ich fange also an:

»Es befand sich um das Jahr 1810 zu Nimes ein reizendes junges Mädchen, etwa sechzehn Jahre zählend, deren Schönheit, Geist und zahlreiche Talente unter den damaligen Bewohnern der alten römischen Colonie nicht geringes Aufsehen hervorbrachten. Die Tochter eines reichen Seidenhändlers, hatte sie, wie es hieß, hohe Absichten, und zwar um jene Zeit, als ich den glücklichen Sterblichen kennen gelernt, der später ihre Hand erhielt. Man wollte sogar mit aller Bestimmtheit wissen, sie hätte bedeutende Partien ausgeschlagen. Dieses so schöne, so stolze Mädchen, das allge-

mein geschmeichelt und gepriesen wurde, nannte sich Zoë Monteil.«

»Es ist der Name, den ich als junges Mädchen führte. Guter Gott, Herr Vicomte, warum erinnern Sie mich daran?«

»Geduld, gnädige Frau, Geduld, ich werde keine Sylbe mehr sagen, als durchaus nothwendig ist . . . Sie werden sich selbst überzeugen. Gegenüber dem Hause, welches die anmuthige Zoë Monteil bewohnte, befand sich die Stube eines Notars, wo fünf oder sechs junge Leute Schreibersdienste ausübten. Leicht begreiflich waren alle diese Jungen mehr oder weniger zum Sterben verliebt in ihre schöne Nachbarin. Das Fenster der Notarstube ging gerade auf die Gasse. Fräulein Monteil konnte weder in ihr Haus treten, noch je dasselbe verlassen, ohne daß sie die funkelnden Augen ihrer Verfolger getroffen hätten. Dabei drangen die Seufzer durch die Fensterscheiben und verfolgten sie mit Mienen der Bewunderung, die sich durch gar nichts zurückhalten ließen. Das schöne Mädchen aber ging vorüber und schlug die Augen nieder; den glühenden Bewunderern ward auch nicht das kleinste Zeichen einer Aufmerksamkeit, und man konnte glauben, daß sie gegen alle diese Beweise der Verehrung ganz gleichgiltig war.

»Dies aber war nicht der Fall. Unter den jungen Leuten befand sich Einer, der es verstanden hatte, sich Zoën Monteil bemerkbar zu machen. Er nannte sich Lucian Vidal. Er war ein netter brauner Junge von angenehmem Aeußeren, das fast melancholisch aussah, aber mit glühender, leidenschaftlicher Seele. Seine zwar nicht reiche Familie war doch sehr geachtet und stand in nicht geringem Ansehen zu

Nimes. Er hätte für das Fräulein Zoë Monteil immerhin eine ganz angemessene Partie seyn können, wenn gewisse junge Mädchen den Anforderungen ihres Hochmuths die nöthigen Schranken zu setzen wüßten. Lucian überließ sich nicht, wie seine Studiengenossen, den übertriebenen Ausbrüchen der Bewunderung, wenn die anmuthige Nachbarin an dem Fenster der Notarstube vorüberging, sondern hinter den Uebrigen versteckt, begnügte er sich, mit ehrerbietiger Miene verstohlen zu grüßen. Indessen verfolgte er sie überall, wo sie sich nur sehen ließ, auf den Promenaden, in der Kirche, und unter seinen Cameraden verbreitete sich alsbald das Gerücht, daß es ihm gelungen sey, des Mädchens Liebe zu gewinnen. Man wagte es nicht, ihn zu fragen, aber man war bald zur Ueberzeugung gekommen, daß zwischen ihm und Zoë Monteil ein Briefwechsel bestand, daß sie sich öfter insgeheim sehen, daß . . .«

»Das ist falsch, mein Herr,« unterbrach die Marquise voll Heftigkeit den Erzähler; »wie können Sie es wagen, ohne Beweise ein schuldloses Weib anzuklagen? Lucian Vidal war zu zartsinnig, zu rechtlich, um sich gegen irgend Jemand gerühmt zu haben . . .«

Mornas lächelte wieder verächtlich.

»Was wollen Sie läugnen, Madame,« fragte er dann, »die Briefe oder die Zusammenkünfte?«

»Vor Allem die Briefe und dann . . .«

»Also die Briefe,« entgegnete der Vicomte und zog aus seiner Tasche ein Päckchen Briefe. »Hier sind sie, Madame; ich habe mich absichtlich mit diesen zärtlichen Documenten der Liebe eines Weibes versehen, denn sie könnten meinem armen Freunde, Adrian von Laroyère, nützlich seyn. Ist es Ihnen vielleicht gefällig, sie durchzusehen? Sie finden

hier alle, von dem lakonischen und zaghaften Billet, welches Sie auf die glühende Liebeserklärung Lucian Vidal's erwiederten, bis zu dem Abschiedsbriefe, den Sie ihm geschrieben, kurz bevor Sie Frau Marquise von Norville geworden; ja, hier liegen sie alle beisammen, und wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, sie mit mir noch einmal durchzugehen, so werden Sie zur Ueberzeugung gelangen, gnädige Frau Marquise, daß zwischen Beiden außerordentliche Dinge vorgefallen seyen.«

Im nemlichen Augenblicke entfaltete er vor den Augen der Marquise die schon ältern Briefe, die aber nach dem Datum geordnet und mit Sorgfalt erhalten waren. Frau von Norville, zuerst von diesem niederschmetternden Beweise vernichtet, prüfte maschinenmäßig die Papiere, dann sie mit verächtlicher Miene fortschiebend, rief sie aus:

»Es ist wohl leicht möglich, daß ich mit dem jungen Manne einen Briefwechsel unterhalten habe. Ich war damals noch ein Kind und so leichtsinnig . . . Ueberdies ist es schon lange her und ich hatte darauf vergessen . . . Gewiß aber hat Lucian keinem Manne diese Papiere vertraut, um davon einen ähnlichen Gebrauch zu machen; und da sie sich, mein Herr, in Ihren Händen befinden, können diese Briefe nur gestohlen worden seyn.«

Der Vicomte schien über diese Beleidigung keineswegs außer sich zu gerathen.

»Nein, Madame,« fuhr er vielmehr mit Ruhe fort, »diese Briefe sind nicht gestohlen und Lucian würde dieselben Niemanden freiwillig anvertraut haben. Ohne Zweifel hatte er selbst mehr als einmal die Absicht, sie zu vernichten; Sie konnten bemerken, daß das Papier stark zerknittert und

an mehren Stellen sogar zerrissen ist, aber der Muth gebrach ihm zu einer solchen Handlung. Er liebte es, diese Briefe immer wieder zu lesen, wie dies aus den zahlreichen Spuren der Thränen zu entnehmen ist, welche sie tragen. Sie waren die Pfänder einer Leidenschaft, die sein ganzes Leben erfüllte und die damit endete, daß sie ihn tödtete . . . Später einmal traf ich in Paris meinen Freund Vidal. Als Landsleute, beide arm und in dieser unermeßlichen Stadt von aller Welt abgeschieden, knüpften unsere Herzen eine noch innigere Freundschaft, als sie je zuvor bestanden hatte. Ich pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit brüderlicher Sorgfalt und als er starb, war ich beauftragt, das bescheidene Vermächtniß, das er hinterließ, zu übernehmen. Als ich seine Papiere durchblätterte, fand ich diese Briefe, die mir nicht geeignet erschienen, seiner Familie überschickt zu werden, ich wollte sie verbrennen; ich weiß nun nicht, welches unbestimmte Vorgefühl, das mit dem heutigen Tage seine Berechtigung erhielt, mich verhinderte, den damals gefaßten Entschluß auszuführen. Da haben Sie, Frau Marquise, die ganze Geschichte, wie diese Briefe in meine Hände gelangten.«

Ein Wort in dieser Mittheilung war es vor Allem, von dem die Marquise von Norville getroffen worden.

»Sie waren also der Freund Vidal's?« begann sie von neuem und betrachtete Mornas mit Aufmerksamkeit; »nun die Einzelnheiten, welche sie mir über das Haus des Notars Fonfrède mitgetheilt, ja, ja, das Alles stimmt zusammen. Ich erkenne Sie nun auch . . . Sie waren jener muthwillige und unternehmende Student, dessen kühne Blicke mir stets Furcht erweckten, wenn er an mir vorüberging. Nun erkläre ich mir auch jene Verlegenheit, die ich an dem Tage

empfand, als Sie mir im Salon des Badehauses vorgestellt wurden. Ich konnte mich damals nur nicht besinnen, wann und unter welchen Umständen ich Ihnen bereits im Leben begegnet war. Wenn ich mich aber nicht täusche, mein Herr, so trugen Sie damals als Student beim Notar weder den Namen, noch den Titel, die Sie heut führen. Sie nannten sich, so glaube ich, August Morand und Ihr Vater war ein kleiner Krämer in der Straße zur Arena, aber allgemein in der Stadt bekannt. Woher haben Sie nun diesen aristokratischen Namen, dessen Sie sich heut bedienen? Täuschen Sie, mein Herr, nicht wissentlich die Welt, in der Sie sich mit usurpirtem Range und Namen bewegen. Wenn Sie auch diese Briefe nicht gestohlen haben, wenigstens Ihren Namen und Titel haben Sie gestohlen.«

Mornas lächelte immer fort.

»Sie wollen mir entschlüpfen,« fuhr er mit Ruhe fort, »das wird Ihnen nicht gelingen; wenn Sie überhaupt wüßten, wen Sie angreifen und wie sehr derjenige, mit dem Sie sprechen, gleichgiltig ist gegen dergleichen Anschuldigungen . . . Sie würden sich besinnen. Doch es handelt sich hier nicht um mich, Sie sind es, Madame, die hier Rede zu stehen hat, vergessen Sie nur das nicht. Noch immer bin ich nicht zu Ende mit meinen Enthüllungen, gleich den guten Erzählern sparte ich das Beste für den Schluß auf.«

Die Marquise senkte das Haupt und erwartete voll Unruhe die neuen Enthüllungen, womit sie bedroht ward.

»Es konnte Ihnen, Madame, unmöglich unbekannt seyn,« fuhr Mornas fort, »wie tiefempfunden und uneigennützig Lucians Liebe zu Ihnen war; um dies kurz zusammenzufassen, seine Familie war gleich der Ihrigen geachtet; war er zwar arm, die Stellung, welche ihm seine Talente und

seine Thätigkeit verschaffen mußten, hatte Ihre Glücksgüter mit der Zeit aufgewogen. Eine Heirath also zwischen ihm und Ihnen war durchaus nichts Unverhältnißmäßiges und wir, die Freunde Vidal's, betrachteten diese Verbindung bereits als höchst wahrscheinlich. Lucian, ohne uns je etwas mitzutheilen, erschien so heiter, so voll Hoffnungen. Aus seinem Munde erfuhr ich später, daß er gewiß war, alle Hindernisse, die ihn noch von Ihnen trennten, zu beseitigen. Nichtsdestoweniger verbreitete sich mit einem Male ein ganz besonderes Gerücht in der Stadt und in der ganzen Nachbarschaft. Unter Ihren Bewerbern befand sich auch ein noch junger, aber häßlicher, kränklicher, abzehrender und fast tölpelhafter Mann. Ein Nebenbuhler dieser Art hatte nun wohl wenig Aussichten, vorgezogen zu werden; aber er besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen, war überdies Marquis; Sie, Madame, Ihrerseits träumten als »Zoë Monteil« nur von Titel und Stellung in der Gesellschaft . . . der Marquis von Norville wurde . . . angenommen.

»Von allem Anbeginn wollten wir an die Wirklichkeit dieser Neuigkeit gar nicht glauben. Die düstere und betroffene Miene Lucians bestätigte aber nur bald genug die Wahrheit dessen. Endlich wurde diese Heirath mit einer unerhörten Eile zu Stande gebracht. Kaum daß die vom Gesetze gebotenen Fristen eingehalten wurden. Während noch eine ganze Menge von Menschen an der Möglichkeit eines solchen Ereignisses zweifelte, war dieses Ereigniß selbst zur Thatsache geworden. Diese befremdende Eile gab zu Nimes Anlaß zu einer Menge von Klatschereien, doch ahnte Niemand die geheimen Motive derselben. Alsbald nach der Hochzeit reisten Sie mit Ihrem Gemale nach Montpellier und nach und nach machte sich die

öffentliche Meinung nur noch wenig mit Ihnen zu schaffen. Auf diese Art also erfuhr man nie und auch ich erfuhr es viel später, wie dieser Marquis von Norville entweder dumm oder schändlich war, wie sehr er entweder auf die unwürdigste Weise von der Welt war getäuscht worden, oder aber wie feige er war, einen so unehrenhaften Handel anzunehmen . . .«

Die Marquise erhob sich und mit vorgehaltenen Händen wollte sie den Mund des Vicomte zuhalten. Sie wollte sprechen, aber sie konnte nur unverständlich stammeln:

»Herr . . . Herr . . . Verleumdung! Frau von Norville war unfähig . . .«

»Wie, Sie wollen noch läugnen? In Wahrheit, Madame, Sie vertheidigen Schritt für Schritt Ihr Terrain und derjenige, die sich mit Ihnen nicht ohne Beweise einläßt, hat klug gehandelt. Offen gesprochen, stütze ich mich dieses Mal auf authentische Actenstücke, auf Documente des Civilgerichtes. Ihre Vermälung fand laut diesen Documenten am 16. December 1810 statt, ich, der ich damit beauftragt war, Ihren Heirathscontract aufzusetzen, da Lucian, krank aus Verzweiflung, eben abwesend war, muß dies genau wissen und Fräulein Amelie, Ihr einziges Kind, ist geboren auf einem unbedeutenden Dorfe im Departement de l'Herault, am 12. Mai 1811, das ist nemlich fünf Monate nach Ihrer Heirath.«

Diese letzte Enthüllung traf die Frau von Norville wie ein Donnerschlag. Sie sank in ihren Stuhl zurück und stieß ein leises Gestöhne aus. Die blendende Schönheit, worauf sie einen Augenblick zuvor sich noch so viel zu Gute that, war mit einem Male verschwunden, ihre entstellten Züge hatten eine grünlich gelbe Farbe angenommen, der Kopf war auf die Brust niedergesunken, die Arme hingen regungslos hin-

unter, sie schien unter dem Gewichte ihrer Schmach und ihrer Verirrungen zerschmettert worden zu seyn.

»Sie sehen,« fuhr der Vicomte von Mornas fort, »das Alles, was ich Ihnen bisher mitgetheilt, ist nichts weiter, als der einfache Zusammenhang unwiderleglicher Thatsachen; übrigens, meine liebe Frau von Norville, Sie können überzeugt seyn, daß Niemand diesen Zusammenhang erfunden hat, weil Niemand ihn zu erfinden ein Interesse haben kann. Das Gesetz in seinem Doppelzwecke, die Ordnung und Sittlichkeit aufrecht zu erhalten, nimmt dergleichen Bloßstellungen, die der Welt unbekannt bleiben, gern in seinen geheimnißvollen Schooß auf. Indeß war ein ganz Anderer als ich in Kenntniß aller dieser Einzelnheiten und litt daran unsäglich; es war der Vater, der wirkliche Vater des lieblichen Kindes, das ihn nie gekannt, das nicht seinen Namen trägt, obgleich es ihm aus dem Gesichte geschnitten ist. O Frau von Norville, wie hatte er es geliebt! mit welcher Begeisterung sprach er oft zu mir, ohne jedoch einen Namen zu nennen, von einem kleinen lieblichen Kinde, dessen Engelsantlitz ihm sogar auf seinem Todesbette zulächelte. Armer Vater! Ich war Zeuge seiner geheimnißvollen Leiden, ich habe seine letzten Segnungen und Wünsche für dieses Kind, das er nie in seine Arme schließen sollte, vernommen; was aber würde er gesagt haben, wenn er je hätte errathen können, daß seine angebetete Tochter die eigene Mutter eines Tages zur Todesfeindin haben sollte?«

Die Marquise war besiegt und dachte nicht mehr daran, den begonnenen Kampf fortzusetzen; indessen schienen die letzten Worte, welche der Vicomte von Mornas ausgesprochen, sie von neuem zu beleben.

»Nein, nimmermehr!« rief sie halb verwirrt aus, »Sie täuschen sich, mein Herr; so schuldig, als Sie mich halten, bin ich nicht, ich bin keineswegs die Feindin meiner Tochter.«

»So, Sie sind also dieser Ansicht? Und die Cokefterie, die Eitelkeit, die bösen Instincte eines Weibes haben Sie wirklich nicht so blind gemacht, daß Sie sich selbst über das Unglück täuschen, dessen einzige Ursache Sie und nur Sie allein sind! Als ich in Balaruc ankam, nun ist es gerade ein Monat, traf ich zwei junge schöne Wesen, welche sich offen und innig liebten, ganz in der Unschuld zweier Herzen, die sich sehen mußten, um sich zu lieben. Heute, wie hat sich Alles geändert! Das eine Wesen erschöpft, sterbend, dem Gewichte eines unermeßlichen Schmerzes erliegend; das Andere im Gewebe eines Netzes, das eine unbarmherzige Cokette geschlungen, gefangen.«

»Herr, beleidigen Sie mich nicht also!« fiel die Marquise von Norville dem Vicomte von Mornas in die Rede und nahm den letzten Rest ihrer Würde zusammen. »Meine Beziehungen zu dem Manne, den Sie meinen, sind immerdar rein geblieben und ich wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um meine Heirath bekannt zu machen.«

»Wie! sie wollen also wirklich Adrian von Laroyère heirathen?« entgegnete Mornas voll Ironie. »Sie hatten also an diesen Schritt ganz im Ernste gedacht? Eine solche Handlung, gnädige Frau, würde Sie, wie auch ihn, vor aller Welt lächerlich machen; abgesehen davon, daß Ihre Tochter davon unfehlbar den Tod hätte. Ich habe volle Gewißheit, daß sie Adrian noch insgeheim mit ganzer Seele liebt, und ich werde es nie zugeben, Frau von Norville, daß Ihre Tochter, die Tochter meines besten Freundes, aus Schmerz und Eifersucht

sterbe. Nein, nein, das werde ich nimmermehr dulden und sollte ich einen Sturm von Schmach und Schande über Ihr Haupt heraufbeschwören.«

Es herrschte neues Schweigen; Frau von Norville ächzte wie ein Vogel auf dem Felde, der über seinem Kopfe den Geier mit mächtigen Fängen auf sich niederschießen sieht.

»Wie, es wäre also möglich, mein Herr,« rief sie zitternd, »daß Sie das Geheimniß, in dessen Besitz Sie ein böser Zufall gebracht, zu mißbrauchen im Stande sind, um mich in den Augen meiner Tochter herabzusetzen?«

»Und dieses unschuldige, ohnehin schon so unglückliche Kind zur Verzweiflung zu treiben?« entgegnete der Vicomte; »o nein, Madame, ich bin weder genug feige, noch genug schlecht, um die Unschuld ein Opfer der Sünde werden zu lassen. Aber wenn Sie sich länger noch der Heirath Adrians mit Amelie von Norville widersetzen, so soll Adrian, heute, heute noch Alles erfahren! rechnen Sie auf mich, daß ich ihm nichts verschweige.«

»O nein, nein, Herr Vicomte, das werden Sie nicht thun!« rief die Marquise unter einem Ausbruche heftigen Schluchzens. »Adrian wird mich dann hassen, mich verachten und ich ... ich werde diese Schmach nicht überleben, weil ich ihn liebe ... O wenn Sie wüßten, wie sehr ich ihn liebe ... Diese Liebe ist die Entschuldigung und Erklärung meines ganzen Benehmens. Sie beschuldigen mich der List und Cokretterie; Sie täuschen sich, ich schwör es Ihnen. Ich habe nichts vorbereitet, nichts veranlaßt; ich habe nur einem unwiderstehlichen Gefühle nachgegeben, dessen ich mich in meinem Alter gar nicht mehr für fähig ge-

halten habe. Mich hat für den jungen Mann eine tiefe wahnsinnige Leidenschaft erfaßt, die mich wieder an meine Jugend erinnerte. O nein, nein, ich habe keine Künste, keine List angewendet: ich liebte Adrian, ich suchte ihm naturgemäß zu gefallen, da, da sehen Sie mein ganzes Unrecht. Einen Augenblick lang, es ist wahr, ließ mich ein unkluges Entgegenkommen Ameliens befürchten, sie könne ein vorherrschendes Gefühl für Adrian von Laroyère empfinden, aber seit langer Zeit zeigt Sie ihm Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar Haß. Jetzt in dieser Stunde erst haben die Enthüllungen Malevieur's den Verdacht in mir rege gemacht, der sich öfter schon in meine Seele geschlichen, ohne daß ich den Muth gehabt hatte, ihn darin zeitigen zu lassen... Das ist die Wahrheit, Herr, die reine volle Wahrheit; bin ich noch so schuldig?«

Dieser Schmerz schien aufrichtig zu seyn und Mornas war davon auf's tiefste bewegt; aber indem er bald diesen Eindruck in sich erstickte, rief er mit einer Art von Härte:

»Hoffen Sie nicht, Madame, mich mit dieser sentimentalen Phraseologie zu bestechen; o ich kenne nur zu gut Ihre meineidige Kunst, um die Ausrede einer heftigen Leidenschaft gelten zu lassen . . . Haben Sie den unglücklichen Lucian nicht auch geliebt? Und doch haben Sie eines Tages in einem Alter, in welchem die Gefühle solch' eine Kraft besitzen, den Armen kalt und herzlos Ihrer Eitelkeit und Ihrem Ehrgeize geopfert. Werden Sie in Ihren reifen Jahren weniger Stoicismus besitzen? Sie werden, Madame, Adrian von Laroyère entsagen, wie Sie ehedem meinem Freunde Lucian Vidal entsagt haben . . . das ist nothwendig.«

»Aber das ist unmöglich!« rief Frau von Norville, indem sie verzweiflungsvoll die Hände rang. »O mein Gott,

mein Gott, wie grausam hast Du mich bestraft! man glaubt mir nicht mehr, wenn ich von den Berückungen meines Herzens spreche . . . Wohlan denn, mein Herr, wenn Sie schon unerbittlich gegen mich seyn wollen, seyen Sie es doch nicht gegen Adrian, für den diese Mittheilung ein fürchterlicher Schlag seyn wird, denn er liebt mich auch und wahrhaft . . . Schütteln Sie nicht den Kopf . . . er liebt mich wahrhaft, Herr Vicomte . . . ich schwör' es Ihnen, er liebt mich wahrhaft!«

Diese Versicherung machte den Vicomte etwas träumerisch. Endlich rief er von neuem:

»Ist es Liebe oder eine flüchtige Liebestrunkenheit, welche den jungen leidenschaftlichen Mann gefesselt hält? Das ist es, worüber ich den Zweifel noch lösen soll. Dieser Punkt muß gelichtet, ohne Säumniß gelichtet werden. Alle Mißverständnisse, die sehr traurige Folgen haben könnten, müssen kurz abgeschnitten werden. Die Zeit für flüchtige Abenteuer, für Zugeständnisse der Höflichkeit ist längst vorüber. Greifen wir frei mit muthiger Hand, wenn es nothwendig ist, in die Schwierigkeiten der Umstände; wenn ein Unglücklicher ins Wasser fällt, da ist es nicht an der Zeit zu zagen, ob man ihn rauh anfassen dürfe; es handelt sich darum ihn zu retten, und da muß man ihn bei den Haaren packen. Kommen Sie also, Frau von Norville, wir werden schon wissen, woran wir uns zu halten haben.«

Als der Vicomte dies gesprochen, schickte er sich an zu gehen.

»Und was haben Sie beschlossen, Vicomte?« fragte die Marquise voll Demuth.

»Wir geben den jungen Leuten Gelegenheit, sich offen gegenseitig auszusprechen; wenn dann irgend Jemand ein

Opfer bringen soll, Frau Marquise, so sind es Sie zuerst, wie Sie dies wohl leicht begreifen werden; Sie, nur Sie allein, werden ein Opfer bringen müssen ...«

»Herr Vicomte, ich danke Ihnen; aber kann ich auch rechnen, daß der Preis meiner blinden Ergebenheit ...«

»Frau Marquise, so hart ich Ihnen immer auch erscheinen mag, ich vergelte niemals Böses mit Bösem. Wenn Sie hochherzig zu seyn wissen werden, wenn Sie nicht anstehen, Ihre Pflichten als Mutter zu erfüllen, dann haben Sie auch von mir nichts zu fürchten. Doch nun beruhigen Sie sich, Madame,« fuhr er in sanftem Tone fort, »trocknen Sie Ihre Augen. Sie müssen nicht glauben lassen, daß man Sie zwingt, das Gute zu thun, das Sie vielleicht ganz aus eigenem Antriebe zu thun im Begriffe stehen.«

Er wartete noch einige Minuten, binnen welchen die Marquise wieder einige Ruhe ihrer Gedanken und mehr Heiterkeit im Angesichte gewonnen hatte. Dann bot er ihr seine Hand, führte sie ins benachbarte Gemach und beobachtete gegen sie alle Förmlichkeiten des Anstandes und der Höflichkeit.

VII.

Gar kein Ausweg.

Während dieser Unterredung fand eine ganz andere Scene in dem Gemache statt, in welchem Amelie in Gesellschaft Adrians und Malevieux's zurückgeblieben war.

Sobald sich die Marquise und der Vicomte von Mornas entfernt hatten, dachte Niemand von den Zurückgebliebenen daran, die Unterredung zu beginnen. Das Fräulein von Norville, das noch immer im Lehnstuhle ausgestreckt lag, hatte die Augen geschlossen, sey es vor Ermattung, sey es vor Verlegenheit, und verhielt sich regungslos. Auf der andern Seite des Gemaches schielte Adrian nach ihr von der Seite, während Malevieux, durch das von der Marquise ausgesprochene Wort mit einem Schlage in die höllische Gewalt seines Wahnsinns zurückgeschleudert, in der Ecke einige unverständliche Worte murmelte, die Stirne runzelte und die Fäuste mit Ingrimm ballte.

Von außen kam der Lärm der Hochzeit immer näher. Die Tambours und anderes klingendes Spiel begleiteten mit einer Art von Leidenschaft die Melodie des in der Umgegend von Montpellier so berühmten Volkstanzes, Treilles genannt. Schon schickten sich weißgekleidete Mädchen und junge Burschen in malerischen Trachten an, vor der Hütte Poncet's den hübschen daselbst üblichen Winzertanz auszuführen und schwangen die mit Blumen geschmückten Faßreife, die ihnen

zur Ausführung anmuthiger Figuren dienten. Das harmonische Vorspiel des Orchesters hatte zum Zwecke, die Franzosen und Französinnen des Badehôtels einzuladen, um den Schmuck der tanzenden Jugend von Balaruc anzusehen und zu bewundern. Die Blicke wendeten sich insbesonders nach den Fenstern der Wohnung der Frauen von Norville; aber die Fenster derselben blieben geschlossen, nicht Adrian noch sonst Jemand dachte daran, der Einladung dieses Festes zu entsprechen.

Endlich wurden die Töne so verlockend, daß das junge Mädchen nicht länger eine Geberde der Ungeduld zurückhalten konnte. Bald aber sich beruhigend, sagte sie zu Adrian mit einem bittern Lächeln:

»Es muß für Sie, Herr von Laroyère, wohl sehr qualvoll seyn, dahier eingeschlossen bei einer Kranken zu bleiben, während man in der Nähe dieser Wohnung ein Fest gibt, dessen Held denn doch eigentlich Sie seyn sollten. Lassen Sie sich durch nichts zurückhalten, Herr Adrian, es ist ja doch ganz natürlich, daß es Sie verlangt, die Freude dieser braven Leute zu sehen, deren Glück Sie begründet haben.«

»Ist es nicht ebenso auch Ihr Werk, mein Fräulein?« fragte der junge Mann mit bewegter Stimme. »Haben Sie vergessen, daß ich ohne Ihre Mitwirkung, ohne Ihre hochherzige Initiative nie die Gelegenheit gehabt hätte, diese Wackern zu belohnen?«

Amelie seufzte ganz leise. Adrian begann nach einer Weile von neuem:

»O, mein Fräulein, wer hätte mir das gesagt, daß, nachdem Sie in jener so glückseligen Nacht sich so gut, so muthig, so mir ergeben sich gezeigt, daß Ihre Güte sich so

bald in Gleichgiltigkeit, ja in Abneigung sich verwandeln würde?«

Fräulein von Norville bewegte sich wohl auf ihrem Stuhle, aber sie beeilte sich nicht eine Antwort zu geben, als hätte sie gefürchtet, sich durch eine innere Bewegung selbst zu verrathen. Endlich rief sie mit einer Stimme, die nichts sonst als gewöhnliche Höflichkeit verrieth:

»Abneigung, Herr von Laroyère? O, das denken Sie doch wohl nicht. Ich glaube gerade in den Umständen, deren Sie Erwähnung gethan, Ihnen bewiesen zu haben, daß ich einen solchen Vorwurf durchaus nicht verdiene, obgleich ich auf einen solchen Act einfacher Menschenliebe kein zu hohes Gewicht legen zu müssen glaube.«

»Ja, ja, diese nemliche Erklärung haben Sie mir bereits gegeben,« rief Adrian mit vorwurfsvollem Tone, »und doch wagte ich zu hoffen.«

Amelie fiel ihm rasch ins Wort:

»Entschuldigen Sie mich, Herr, aber wie es Ihnen meine Mutter gesagt, ich bin sehr schwach und außer Stande, eine dauernde Unterredung auszuhalten.«

Sie wendete nunmehr den Kopf nach der Mauer zu, vielleicht gar um die Röthe zu verbergen, die über die Worte Adrians in ihr Angesicht gestiegen. Der junge Mann ahnte gar nicht den Eindruck, den er hervorgebracht, und machte ein Zeichen des Schmerzes.

Malevieux schien diese kurze Unterredung voll Aufmerksamkeit angehört zu haben. In einem jener Momente plötzlichen sich Bewußtwerdens, deren es bei Irren so viele und mannigfaltige Beispiele gibt, war er zu völliger Besinnung wieder erwacht. Nach einem Augenblicke des Zögerns eilte er zu seinem Neffen und sagte ihm voll Wärme:

»Sprich zu ihr, Adrian, sprich noch länger zu ihr, lasse Dich durch ihr Schweigen nicht entmuthigen. Wenn sie Dir auch keine Antwort gibt, sie wird Dich doch wenigstens anhören . . . Sage ihr, daß sie einem übertriebenen Pflichtgefühle Folge leistet, daß es ein schlechtes Verständniß ihrer Lage sey, wenn sie mit solcher Härte gegen sich selbst verfährt. Sage ihr vor Allem, daß jenes Geständniß, das sie vor ein paar Tagen in den Ruinen der Wasserleitung vernommen, das Ergebniß eines Sinnentaumels gewesen, daß Du in denselben Ruinen, an der nemlichen Stelle mir viel früher ein ganz anderes Geständniß gemacht, und daß ich unvermögend die Eigenschaften dieses Engels zu würdigen, es gewagt, ihn zu lästern . . . Ja, ja, sag' ihr nur dies Alles, wiederhole ihr nur, daß deine Liebe nur ihr allein gelte, daß ohne die Künste eines nichtswürdigen Verführers Euch nichts hätte trennen können, da Ihr Eins für das Andere lebtet . . . Adrian, Adrian, überzeuge sie von der Wahrheit alles dessen und ich bin gewiß, daß sie nicht mehr sterben will.«

So sprechend zog er den Neffen zum Stuhle, wo Amelie hingelehnt lag. Diese halb aufgerichtet, schien mit einer Art Wohlgefallen zuzuhören, und ohne zu wollen vielleicht, schwebte ein leichtes Lächeln um ihre Lippen. Aber indem sie sich bald wieder besann, sagte sie mit dem Tone sanften Vorwurfs:

»Auf, auf, mein gütiger Herr Malevieux, besinnen Sie sich nur der Anempfehlungen meiner Mutter. Zeigen Sie sich verständig, oder wir hören auf gute Freunde zu seyn, wissen Sie das? Wahrhaftig,« fuhr sie mit gezwungener Lustigkeit fort, als sie den Irrsinnigen eingeschüchtert

und gleichsam an seiner eigenen Besinnung wieder zweifelnd gewahrte, »wahrhaftig, Ihr armer Oheim, Herr Adrian hat zuweilen Momente, in denen er Dinge schwatzt, die Eineu in nicht geringe Verlegenheit versetzen.«

»Und wenn er doch nur die Wahrheit gesprochen haben würde?« rief Adrian voll Heftigkeit; »wenn mein Verwandter, ungeachtet der momentanen Getrübtheit seines Geistes, doch in diesem Chaos meiner Gefühle, meiner Gedanken sich besser zurechtgefunden hätte, als ich selbst? Amelie, sehen Sie doch nur, es ist jetzt seit langer Zeit zum ersten Male, daß ich Gelegenheit habe, Sie zu sehen, offen mit Ihnen zu sprechen, immer stand bisher Jemand zwischen mir und Ihnen, immer war es ein Hinderniß oder sonst etwas, das die volle Freiheit einer Erklärung verhinderte. Hätte ich seit einem Monate mich mit Ihnen allein, so wie jetzt, befinden können, wenn ich mir hätte Rechenschaft geben können von dem beseligenden Gefühle, welches mir Ihre Gegenwart bereitet, o dann hätte ich über den eigentlichen Zustand meines Herzens keinen Augenblick länger gezweifelt . . . Ja, Sie, Amelie, nur Sie allein und Keine sonst ist es, die ich liebe, die ich zu lieben nie aufhören werde. Ein anderes Weib, schön und zugleich verführerisch, konnte mich einen Augenblick lang bestricken und meine Sinne gefangen halten, aber in eben diesem Weibe, das so nahe mit Ihnen verwandt ist, habe ich so eben Sie wieder gefunden. Sie und nur Sie aber waren es, die ich in diesem Weibe liebte; in feinen Zügen erblickte ich Ihr Bild und dieses Bild lächelte mir zu, richtete an mich leidenschaftliche Worte, während Sie mir ein strenges Antlitz entgegenhielten . . . Das ist die volle, die reine Wahrheit, und wenn Sie ermessen wollten, daß, wie die Verhältnisse sich gestaltet hat-

ten, ich nicht mehr die Macht besaß, sie zu beherrschen, daß . . .«

»Genug, mein Herr,« unterbrach ihn die Kranke. »Ich werde mich keineswegs stellen, als verstünde ich nicht, was Sie sprechen; aber noch einmal, weshalb, mein Herr, rechtfertigen Sie sich eines Vergehens wegen, dessen ich Sie nie angeklagt habe? Niemand, am wenigsten ich selbst, Herr Adrian, hat ein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen.«

Während sie dies sprach, zitterte ihre Stimme und ihr Auge wurde feucht, beides Umstände, welche die Härte ihrer Antwort milderten. Nichtsdestoweniger wurde Adrian aufs Neue tief davon berührt.

»Glaube nicht daran, mein Kind,« schrie Malevieur auf, »dieser gebrechliche Körper enthält eine eiserne Seele, die sich durch nichts erweichen läßt, wenn es gilt, ein Opfer zu bringen, oder eine Pflicht zu erfüllen. Glaube nicht daran, sag' ich Dir, wenn sie Dich auch versichert, gegen deine Liebe gleichgiltig zu seyn. Frage sie vielmehr, woher dieser geheime Schmerz stammt, der sie zernagt, sie tödtet, ohne daß sie es versuchte, einen Schmerzensschrei auszustoßen, eine Thräne zu weinen. Frage sie vielmehr, warum sie so hartnäckig auf ihre Abreise dringt, wenn diese tödtlich für sie ausfallen kann, und worin diese unbekannte Nothwendigkeit besteht, welche sie zwingt, ihre Mutter zu verlassen? Aber sie wird Dir auf alles das nicht antworten, und Dir wird es überlassen bleiben, ihr Stillschweigen zu deuten.«

»In der That, das alles ist unerträglich,« entgegnete Amelie mit verstörter Miene. »Ach, Herr Adrian, der Sie doch bei gesunden Sinnen sind, können Sie mich von dergleichen Verfolgungen befreien?«

»Mein Fräulein, mir kommt es nicht zu, zu beurthei-

len, ob mein Onkel die Wahrheit gesprochen hat, ob nicht? Vielleicht legt er einem andern als dem wahren Beweggrunde diesen geheimnißvollen Schmerz zur Last, den Sie vergebens zu läugnen versuchen. Uebrigens war er bei vollkommenem Gebrauche seiner Vernunft, wie eben jetzt.«

Malevieux nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seines Dankes.

»Nun denn,« fuhr das junge Mädchen mit deutlicher Aengstlichkeit in ihrer Stimme fort, »so wende ich mich an Ihr Mitleid, meine Herren, und beschwöre Sie, den Gegenstand Ihrer Unterredung, der für mich so peinlich gewesen, abzuändern.«

Ohne auf diese Bitte Ameliens zu achten, warf sich Adrian zu ihren Füßen.

»Bewahren Sie,« rief er aus, »bewahren Sie, Amelie, Ihr Geheimniß, ich werde nie den züchtigen Schleier lüften, der es verhüllt. Was mich anbelangt, so habe ich an dem Tage, an dem Sie mich sterbend auf dem Roquairol gefunden, feierlich gelobt, Ihnen mein Leben in alle Zukunft zu widmen. Dieses Gelöbniß konnte ich einen Augenblick lang vergessen, aber nie, nie noch habe ich es zurückgenommen. Welche Empfindungen also Sie auch betreff meiner haben mögen, ich leiste nun den feierlichen Eid, niemals die Hand eines andern Weibes, außer die Ihrige, je zu verlangen, noch zu empfangen.«

Amelie legte dem Schwörenden hastig die Finger auf den Mund.

»Keinen Eid, Adrian,« rief sie halb zärtlich, halb entsetzt, »schwören Sie nicht um Gottes willen! Ein solcher Eid wäre ein tödtlicher Schlag für ein Wesen, das Ihre Achtung, Ihre Liebe verdient ... Was mich betrifft, so ist

mein Schicksal entschieden. Ich muß sterben und Sie, Sie werden mit einer Andern glücklich seyn.«

»Niemals! wenn Sie sterben, so überlebe ich Sie nicht.«

Im Alter Adrians sagt man ganz im guten Glauben dergleichen Dinge; im Alter Ameliens glaubt man gern daran.

Fräulein von Norville begann zu schluchzen und lispelte leise:

»Ich habe mich also getäuscht! Arme Mutter!«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des nachbarlichen Gemaches. Die Marquise und der Vicomte von Mornas traten vor. Die beiden jungen Leute bemerkten im ersten Momente gar nicht die Eintretenden. Adrian lag vor Amelien auf den Knien, Amelie dachte gar nicht daran, ihn von sich zu entfernen. Schweigend vermischten sich ihre Thränen und in diesem traurigen Troste schienen sie sich ganz aufzulösen. Malevieux, der seitwärts stand, betrachtete das Paar mit stummer Freude.

Als die Marquise den Fuß über die Schwelle des Gemaches setzte, zeigte er ihr mit dem Finger die graziöse Gruppe und murmelte mit boshaftem, aber triumphirendem Tone:

»Jupiter hat Calypso besiegt.«

Frau von Norville war trotz ihrer wohlwollenden Absichten nahe daran, einen Rückfall zu erleiden, sie ward purpurroth, ihr Athem flog, ihr Auge blitzte. Sie war nahe daran, außer sich zu gerathen, als der Vicomte sie mit einem Male beruhigte.

»Ja, ja,« seufzte sie nun, »es ist richtig . . . meine

Rolle hebt an, ich werde mich mit Resignation ihr unterziehen.«

Als die jungen Leute nunmehr das Geräusch vernahmen, wandten sie sich um, und während sie ihre Thränen trockneten, entfernten sie sich hastig Eins vom Andern. Dann, wie von einer gemeinschaftlichen Empfindung geleitet, erhoben sie zugleich ihre Augen zur Marquise und erwarteten den drohenden, zürnenden Blicken derselben zu begegnen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie sie ruhig, ja lächelnd gewahrten. Ein Ausdruck der Güte hatte sich über ihr ganzes Angesicht ergossen.

»Warum mir mißtrauen und sich vor mir verbergen, meine Kinder?« rief sie aus; »haltet Ihr mich für unduldsam, da Ihr wechselseitig eine ehrenhafte Zuneigung zu einder heget? O laßt mich immerhin eure gegenseitige Zärtlichkeit betrachten, sie gründet sich doch auf Achtung und Dankbarkeit. Und weil uns der Zufall auf diesen Gegenstand gebracht, so will ich das Versäumte, was ich nachzutragen habe, kurz und leicht abthun.«

Adrian und Amelie zweifelten an der Wahrheit dieser Empfindungen. War es denn wirklich die herrische Frau von Norville, die in diesem mütterlichen Tone zu ihnen sprach? Die Marquise selbst, ohne das Erstaunen der jungen Leute zu begreifen, nahm Platz neben ihrer Tochter, und hieß Adrian an ihrer Seite Platz nehmen; alsdann legte sie die Hände Beider in ihre eigenen und begann mit feierlicher Stimme:

»Ich habe mit dem Vicomte von Mornas, unserem gemeinschaftlichen Freunde, so eben eine Unterredung gehabt, die mich über die Gefahren unserer gegenwärtigen Lage aufgeklärt hat. Wenn diese Sachlage so fortdauerte, so könnte sie vielleicht noch sehr großes Unglück verursachen. Nun,

meine Kinder, ist es an Euch, das Uebel, woran wir Alle leiden, entweichen zu machen. Redet nunmehr ohne Furcht, vergeßt gewisse Rücksichten, die Euch bewegen konnten, die Wahrheit zu verbergen, sprecht ohne Rückhalt, wie Ihr etwa vor eurem Beichtvater oder vor Gott sprechen würdet. Meine Kinder, ist es wahr, daß Ihr Euch liebt?«

Amelie und Adrian beobachteten ein tiefes Schweigen.

»Sprechen Sie zuerst, Adrian,« rief die Marquise mit einer leichten Aenderung in ihrer Stimme, »und bedenken Sie gut, noch einmal erinnere ich Sie daran, daß keine Betrachtung, keine Rücksicht, Sie an dem Ausdrucke Ihres wahren Gedankens verhindern soll.«

Adrian richtete sich auf, und begann mit fester Stimme:

»Da ich so feierlich beschworen werde, die Wahrheit zu sagen, wohlan denn, so will ich mich erklären.«

»Jede Erklärung,« fiel ihm die Marquise ins Wort, »ist jetzt unnütz. Antworten Sie einfach, ohne Vorbehalt, mit »Ja« oder mit »Nein«. Adrian, lieben Sie meine Tochter?«

»Wohlan denn: »Ja!« Aber . . .«

»Es ist genug,« unterbrach ihn die Marquise mit stoischer Festigkeit. »Es gibt Einen, der dem Himmel danken muß, daß er nicht blindlings den neuerlich vorgebrachten Betheuerungen Glauben geschenkt.«

Die Stimme der Marquise stockte, und sie mußte sich einen Augenblick lang sammeln. Darauf, gegen Amelie gewendet, fuhr sie fort:

»Und Du, meine Tochter, ist es wahr, daß Du nicht blos einem Gebote der Menschlichkeit Folge leistetest, als Du mit Gefahr deines eigenen Lebens und mit Außerachtlassung aller Schicklichkeitsrücksichten dem Herrn Adrian von Laroyère auf dem Roquairol zu Hilfe geeilt warst?«

»Mutter,« fragte Amelie bewegt, »weshalb stellst Du diese Frage an mich?«

»Und Du weißt es nicht? Wenn Du Adrian wirklich so liebst, wie er Dich zu lieben vorgibt, so besteht zwischen eurer Verbindung kein Hinderniß mehr; Ihr sollt Euch sogleich vermälen, sobald es dein Gesundheitszustand erlaubt.«

Als Amelie diese zuversichtliche Zusage erhielt, schien sie sich mit einem Male zu verwandeln. Augenblicklich kehrten die Farben der Gesundheit auf ihr Angesicht zurück. Ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie ein Geständniß laut werden lassen. Alle Anwesenden erwarteten voll Aengstlichkeit dieses äußerste Wort, dieses Geheimniß, das die Jungfrau so lange verschwiegen hatte. Aber dieser Eindruck währte nur kurze Zeit. Die Röthe, welche die Freude auf die bleichen Wangen des kranken Mädchens hingehaucht, war mit einem Male entschwunden. Nachdem Amelie starr ihre Mutter angesehen, lispelte sie mit halb erstickter Stimme:

»Sie lächeln, Mutter, und doch perlen Thränen in Ihren Augen. Ihre Haltung ist wohl zuversichtsvoll, und doch athmen Sie kaum, Ihre Hand zittert ...«

Nun hielt sie inne, dann alle ihre Kräfte sammelnd, sprach sie mit Festigkeit:

»Ich werde nie Adrian von Laroyère heirathen, nie, niemals!«

Dann sank sie schluchzend der Mutter in die Arme. Die beiden Frauen, die sich nun ganz verstanden, nachdem sie zuvor auf eine so grausame Weise von einander geschieden waren, schlossen sich nun Eine die Andere krampfhaft in die Arme, während sie weinten und schluchzten. Mehre Male trennten sie sich, immer wieder aber in den heftigen Aufre=

gungen ihrer Gemüther sanken sie sich von neuem an die Brust.

Die Anwesenden erfaßten vollkommen die Bedeutung dieser stummen Scene. Die Tochter weigerte sich, einen Mann zu heirathen, den ihre Mutter noch liebte, und dieses Opfer war ein zu heiliges, als daß man es versuchen durfte, es zu beseitigen.

»Ich werde abreisen,« rief Adrian mit dumpfer Traurigkeit.

Endlich riß sich die Marquise von den Umarmungen Ameliens los.

»Meine Herren,« begann sie zaghaft, »vielleicht werden Sie es begreiflich finden, daß wir nach solchen Momenten das Bedürfniß empfinden, allein zu seyn.«

Und ihr Blick schien den Vicomte von Mornas um Verzeihung für diese Kühnheit zu flehen.

»Die Forderung ist billig, Frau Marquise,« entgegnete der Vicomte; »wir ziehen uns sogleich zurück. Ich hoffe indessen, daß, wenn der erste Augenblick vorüber seyn wird, Fräulein von Norville überlegen wird . . .«

»Hoffen Sie nichts,« rief Amelie voll Festigkeit, »mein Entschluß ist gefaßt und steht unerschütterlich fest.«

»Liebe Kleine,« rief die Marquise leise, »ich nehme dein Opfer an. Du bist besser als ich, aber die Vorsehung wird mir vielleicht eine Gelegenheit bieten, Dir dieses Opfer zu vergelten . . .«

Die drei Männer verneigten sich und entfernten sich schweigend. Sie überließen nun Mutter und Tochter der zwanglosen, neuen, aber tiefschmerzlichen Vertraulichkeit, die sich unter ihnen neuerdiugs zu bilden begann.

»Armer Adrian!« dachte Mornas, als er den Jüngling dahin ziehen sah, wie trunken, mit gebeugtem Haupte und wirren Augen. »Nicht die Eine, nicht die Andere! . . . Da laufen zwei Hasen mit einem Male davon. Eins in dieser Sache ist gewiß, wenn nicht Gott oder der Teufel sich in diese Geschichte mengt, so weiß ich nicht, wie wir uns aus der Sache ziehen.«

VIII.

Die Jagd auf Wasserhühner.

Eine Woche ging in dieser Weise noch dahin. Der Zustand des Fräuleins hatte sich merklich gebessert. Seit der vollständigen Erklärung, die wir mitgetheilt hatten, fühlte sich ihr Gemüth von einer schweren Last befreit und eine innere Ruhe schien auf diese empfängliche Organisation wohlthätig einzuwirken. Ein vollständiges Vertrauen herrschte nun zwischen Mutter und Tochter. Eine gemeinsame Empfindung, ein gleicher Schmerz hatte sie aufrichtig einander näher gebracht.

Die Marquise war von Natur aus kein böses Geschöpf; die harten Vorwürfe Mornas' riefen in ihr eine wohlthätige Selbsterkenntniß hervor. Sie wünschte das ihrer Tochter zugefügte Unrecht wieder gut zu machen und umgab sie mit zärtlicher Sorgfalt.

Sie verließ fast Ameliens Gemach nicht mehr und nur ein einziges Mal hatte sie eingewilligt, in Gesellschaft des Doctors Moirot am Strande einen Spazirgang zu machen. Mit Ausnahme des Vicomte von Mornas, der die Damen zeitweise besuchte, empfing sie hartnäckig Niemanden.

Adrian, der wohl die Schwierigkeit seiner Lage erkannte, wünschte schon nächster Tage Balaruc zu verlassen. Wichtige Angelegenheiten riefen ihn nach Paris. Malevieux's Verschwendungssucht und Spielwuth hatte zum Glück nicht alle Geldmittel erschöpft, wie man anfangs glaubte. Adrians Notar in Paris hatte sich mit so kluger Vorsicht benommen, daß man fast annehmen konnte, ungefähr die gleiche Summe wie jene zu retten, die der Vicomte von Mornas durch Energie und Geistesgegenwart dem falschen Spieler und vermeintlichen Lord Corbett entrissen hatte.

Adrians Gegenwart schien in Paris unumgänglich nothwendig, und jeder Brief, der ihm von da zukam, drängte auf seine eilige Abreise.

Nur Mornas war es, der ihn unter allerlei Vorwänden in Balaruc zurückhielt; schien es doch fast, als erwarte er einen Zufall, ein Ereigniß, das zu bezeichnen ihn sehr in Verlegenheit gesetzt hätte.

Anderseits aber schien der Jüngling dieser Zögerung nur zu Hilfe zu kommen und ohne sich von seiner Hoffnung eigentlich Rechenschaft geben zu können, betrieb er seine Abreise gar nicht. Befand er sich aber in der Nähe Ameliens von Norville, so schien es ihm fast unmöglich, sie für immer verloren zu haben.

So war der October herangekommen; dieser Monat, der in den nördlichen Gegenden kalten Regen und schwere Nebel mit sich führt, bewahrt häufig dem mittägigen Frankreich die milde und angenehme Temperatur des Frühlings. Die Curgäste von Balaruc schienen auch gar nicht daran zu denken, ihren Aufenthaltsort zu verlassen und Doctor Moirot versicherte Sie auch täglich mit großer Befriedigung, daß die

Wirksamkeit der Heilquellen in der späten Jahreszeit von besonderer Heilkraft sey.

Ein eigener Umstand vermehrte seit einigen Tagen den Zusammenfluß der Gesellschaft, nicht nur jener im Badehause, sondern auch in den beiden Dörfern, die gleichfalls Balaruc heißen.

In den benachbarten Städten Cette, Agde und Montpellier war für den fünften October auf dem See von Thau eine große Jagd auf Wasserhühner angesagt worden. Das ist nemlich eine jener Feierlichkeiten, die für diesen Tag unausbleiblich die Bewohner von Herault und von Bouches-du-Rhône vereinigt. Um dem Leser aber die Annehmlichkeit dieser Art von Festen begreiflich zu machen, wollen wir versuchen, ihm eine Idee davon zu geben.

Zu Ende des Herbstes und während der Dauer des Winters bilden die Seen den Sammelplatz einer ungeheuren Menge von Wasservögeln, die aus den nördlichen Gegenden kommend hier ein minder rauhes Clima aufsuchen. Ihre Anzahl ist manchmal so groß, daß ihre Schaaren förmlich lebendige Wolken bilden. Doch Tausende von Feinden verfolgen sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Man jagt sie mit der Flinte oder mit dem Netz zwischen zwei Gewässern; mit einem Wort, man trachtet sie auf jede erdenkliche Weise zu vertilgen.

Häufig sind die Märkte der Nachbarschaft überfüllt mit Massen von Kriechenten, Wildenten, Wildgänsen, lauter unschuldige Opfer dieser großen Schlächterei. Es gibt Fischer und Wildschützen, die das ganze Jahr hindurch von diesem Handel leben und ihre Familien einen ganzen Winter mit diesem Wilde beköstigen.

Unter diesen Verheerungsjagden ist die berühmteste und unterhaltlichste die Treibjagd auf Wasserhühner. Sie wird in Booten unter einem großem Zusammenflusse von Jägern und Neugierigen abgehalten.

Boote und Barken manövriren zusammen in der Weise, um die Wasservögel auf einen Punct zu bringen. So eingeschlossen nehmen sie ihren Flug oberhalb der Linie der Jäger, die sie mit ihren langen Vogelflinten decimiren.

Die Wasserhühner, deren Flug schwer und nieder ist, werden leicht gejagt und tragen die Hauptkosten dieser Unterhaltung. Hat dieses unglückliche Geflügel ein Revier verlassen, so bildet sich rasch ein anderes nach der Seite des Sees hin, auf welcher sie sich hinbegeben haben. Die gewandten Bewegungen der Flottille, die Fröhlichkeit der Zuschauer, das unaufhörliche Knallen der Feuergewehre bilden ein malerisch belebtes Bild.

Geputzte Frauen, Fremde, Personen aus allen Ständen kommen von weit und breit herbei, um diesem Feste beizuwohnen und das dem Jagdschauplatze nächst gelegene Dorf verfehlt nicht, unter solchen Umständen ergiebige Einnahmen zu erzielen.

Am 5. October sollte nun eine Festlichkeit dieser Art auf dem See von Thau stattfinden und der allgemeine Sammelplatz war zu Balaruc = les = bains dem Badeetablissement gegenüber.

Schon am Vorabend des Festes hatte sich eine große Anzahl von Reisenden in den Gasthäusern und an den öffentlichen Orten der beiden Dörfer eingefunden. Es fand die erste Treibjagd im Jahre statt. Die Wasserhühner wimmelten auf der Oberfläche des Sees. Der Morgen des bezeichneten Tages war dem Feste in jeder Beziehung günstig.

Es war nicht windig; ein leichter Nebel, der die Sonne nicht zu verdecken vermochte, ehe sie eine gewisse Kraft erlangt hatte, breitete sich dicht über den See und erleichterte die Annäherung zum Wilde. Alles versprach ein glückliches Gelingen und die bescheidensten Nimrode glaubten einer vollen Jagdtasche versichert zu seyn.

Schon mit Sonnenaufgang bewegte sich eine fröhliche Menge auf dem Strande hin. Mit Jubel und Freude schiffte man sich ein; die Einen auf großen Schaluppen, die ganze Familien aufnahmen, die Andern auf sogenannten Pontons, die mit eleganten Gezelten bedeckt waren, hinter welchen sich die schönen Jägerinnen, um sich vor der Sonnenhitze zu schützen, verborgen hielten.

Die Jäger, deren Geschicklichkeit allgemein bekannt war, nahmen schweigend in kleinen Booten Platz und belasteten durch ihr Gewicht, so wie durch jenes ihrer schweren Vogelflinten so sehr das Boot, daß dessen Rand fast mit dem Wasser gleich war.

Hunderterlei Arten von Fahrzeugen, von der wunderlichsten Benennung, die ihnen von den Schiffern beigelegt wird, kreuzten auf dem See und waren von Zuschauern besetzt. Sie waren bis zum Versinken überfüllt, und doch standen später Angekommene am Ufer und verlangten noch in denselben aufgenommen zu werden.

Andere Boote wieder, die den Dörfern des Umkreises gehörten, segelten trotz des Nebels nach dem gemeinsamen Vereinigungspunkte. Der rauhe und monotone Klang der Seemuscheln, die von starken jungen Leuten geblasen wurden, zog lang und leise verhallend über den See hin und verkündigte den baldigen Aufbruch der Flottille.

Noch galt es aber, eine wichtige Förmlichkeit zu erfül-

len; es handelte sich darum, einen Commandanten oder Admiral zu wählen, der die Manöver und Wendungen der Flottille zu überwachen hatte. Diese Stelle erforderte eben sowohl einen geschickten Jäger als erfahrnen Seemann, denn von der glücklichen Befähigung des Führers hing der Erfolg der Unternehmung ab. Daher kam es auch, daß die Wahlmänner, das heißt die Fischer und Wildschützen der Umgegend, so eifrig über die verschiedenen Candidaten dieser Stelle ihre Bemerkung machten, und daß diesmal die allgemeine Wahlstimme, nur auf Verdienst sehend, einen glücklichen Wurf thun sollte.

In dicke Shawls und Mäntel gehüllt, um sich vor der Morgenkühle zu schützen, sahen Frau von Norville und ihre Tochter vom Fenster aus dieser interessanten Scene zu.

Amelie hatte rasch ihre Kräfte wieder erlangt; ein schwaches Lächeln erschien auf ihren Lippen. Selbst die Marquise hatte in etwas ihre frühere Heiterkeit wiedergefunden, und um ihre Tochter zu unterhalten, übte sie ihren harmlosen Spott an gewissen lächerlichen Personen, die nach dem See hin lustwandelten.

Sie hatte ihren Witz soeben an einem Jüngling aus der Nachbarschaft gekühlt, der in schwarzem Frack und buttergelben Handschuhen auf die Jagd ging; eben so an der alten Jungfer, Mademoiselle Deforges, unserer früheren Bekanntschaft, die so rührend die Leute zu verleumden wußte. Sie promenirte, ihren Arbeitsbeutel an dem einen, ihren King-Charles auf dem andern Arm, in einem ponceaurothen Kleide und amaranthfarbenen Shawl; eine andere Dame, nicht weniger alt und häßlich wie sie, war ihre Gesellschafterin. Nun kam der Herr Maire des Ortes im ganzen Glanze seiner Würde. Er trug eine Schärpe; an seiner Tracht stachen

besonders die nankingenen Beinkleider hervor; seine rothe Nase und sein Dreispitz vollendeten die Majestät des Ganzen. Diese Originale schienen der guten Laune der Marquise hinlänglichen Stoff zu picanten Bemerkungen zu geben, als sie plötzlich stille schwieg und vom Fenster zurücktrat. Ein junger hübscher Mann in elegantem Jagdcostüme, eine Flinte über der Schulter, verließ das Hôtel und schritt dem sandigen Ufer des Sees zu.

Am Fenster vorüberschreitend hob er mechanisch den Kopf in die Höhe, und als er die Damen bemerkte, erröthete er tief, grüßte sie mit ernster Miene, dann sich in ein Boot schwingend, das kaum so groß war, um ihn tragen zu können, schloß er sich der Flottille an, die diesen Theil des Sees einnahm.

Mutter und Tochter hatten sich gleichzeitig vom Fenster zurückgezogen. Sie hatten Adrian von Laroyère erkannt, den sie seit einigen Tagen nicht gesehen hatten. Schweigend betrachteten sie sich einige Augenblicke, dann, wie von einer plötzlichen Eingebung geleitet, stürzten sie sich in die Arme.

»Armes Mütterchen!« flüsterte Amelie.

»Geliebtes Kind!« erwiederte die Marquise.

Das war aber auch Alles, was sie sprachen, sie hatten sich verstanden.

In diesem Augenblicke kündigte Therese den Besuch des Vicomte von Mornas an.

»Wie, Frau Marquise, noch nicht bereit?« fragte er mit Leichtigkeit »Sie wollen von der Gelegenheit, einer unserer interessantesten Jagden auf Wasserhühner beiwohnen zu können, nicht Nutzen ziehen? Der Tag ist reizend, der Doctor Moirot hofft Sie in seiner Schaluppe zu sehen, die er für die Damen des Hôtels in Bereitschaft setzen ließ.«

»Herr Vicomte,« erwiederte Frau von Norville etwas zagend, als hätte sie Furcht, daß ihre Weigerung übel aufgenommen würde. »Herr Vicomte, ich ziehe es vor, meine Tochter nicht zu verlassen. Das theure Kind dürfte sich allein hier langweilen und überdies können wir vom Fenster aus die Bewegungen der Jagd sehr gut beobachten.«

»Sehr wohl; aber die frische Luft, die auf dem See weht, wird Ihnen gut thun, und wie es mir scheint, haben Sie Ihr Gemach schon mehre Tage nicht verlassen.«

»In der That wirst Du Dich krank machen, theure Mutter, wenn Du Dich mit mir einsperrst. Ich fühle mich bedeutend besser und kann mehre Stunden sehr wohl allein bleiben. Ich läugne es wohl nicht, daß mir ähnliche Feste stets Angst und Sorge einflößen, und daß, wie man sagt, häufige Unglücksfälle . . .«

Mornas lächelte.

»Es haben sich auf diesen Wasserpartien zuweilen Unglücksfälle zugetragen, aber wie Sie sehen, hält dieses Niemanden ab. Beruhigen Sie sich daher, Fräulein; große Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen und mit Recht rühmt man die Umsicht des Fischers Poncet, der zum Admiral der Wasserjagd ernannt wurde.«

»Wenn es so ist, liebe Mutter, so weiß ich nicht, warum Du das Fest nicht mitmachen willst. Ich werde Dir mit den Augen folgen und von fern an deinem Vergnügen theilnehmen.«

Frau von Norville zögerte noch immer.

»Frau Marquise,« hob Mornas in bedeutungsvollem Tone an, »es fällt mir nicht bei, Ihren Willen zu beschränken. Sie fühlen es wohl,« fügte er den Ton dämpfend bei,

»daß ich Angesichts von so vielem Muthe und so vieler Ergebenheit nur Bewunderung für Sie empfinden kann. Ich erlaube mir daher nur nebenbei die Bemerkung, daß Ihr vollkommenes Absondern von der Welt und der Gesellschaft vielleicht zu boshaften Bemerkungen von Seite gewisser übelwollender Menschen, die dies Haus bewohnen, Gelegenheit gibt.«

»Sie haben in der That Recht,« entgegnete lebhaft die Marquise: »besonders findet dies auf die alte Demoiselle Deforges Anwendung. Haben Sie übrigens nicht gesagt, daß den Damen in der Schaluppe des Doctors besondere Plätze vorbehalten bleiben?«

Die Worte »besondere Plätze« betonte die Marquise auffallend; Mornas bejahte es.

»Nun denn, mein Kind,« fuhr die Marquise zu ihrer Tochter gewendet fort, »so will ich diesem Feste beiwohnen, da Du es wünschest. Herr von Mornas, erwarten Sie mich m Strande. Ich werde sogleich bereit seyn.«

Der Vicomte grüßte und verschwand.

Die Marquise von Norville machte sich an ihre Toilette, bei welcher Amelie mit freudigem Herzen thätig war.

Rasch war die Marquise mit einem perlgrauen Seidenkleid geschmückt. Ein reizendes rosenrothes Hütchen beschattete das noch jugendliche Angesicht.

Ihre Tochter betrachtete sie mit Entzücken.

»Wie Du schön bist, Mutter!« rief sie die Marquise umarmend aus.

Die Marquise erwiederte diese Beweise von Zärtlichkeit und wollte sich loswinden, doch Amelie hielt sie zurück.

»Gute Mutter!« sprach sie mit sichtbarer Rührung,

»ich weiß nicht warum mir so bange ist, es scheint mir fast, es wäre besser, Du bliebest daheim . . .«

»Närrchen!« sprach lächelnd die Marquise, »welche tollen Einfälle hast Du da wieder! Nun soll ich wieder bleiben, nachdem Du mich zuvor dringend . . .«

»O, gehe nur, Mutter, es war eine vorübergehende Thorheit. Alberne Gedanken kreuzten mein Gehirn. Adieu, Mama, amusire Dich recht!«

Sie geleitete die Mutter bis an die Treppe, umarmte sie noch innig und kehrte dann traurig in ihr Gemach ans Fenster zurück.

Im Hofe des Hôtels fand Frau von Norville den Vicomte, der mit Malevieux auf- und abwandelte. Der Vicomte bot ihr den Arm, um sie nach der Schaluppe zu führen; der Blödsinnige folgte ihnen.

»Man hat mich ersucht, diesen armen Mann ein wenig zu überwachen; ich thue es gerne, denn wenn man ihn unbeachtet läßt, könnte er leicht irgend einen tollen Streich begehen.«

»Und doch wissen wir, daß er sehr vernünftig seyn kann, wenn er will,« entgegnete die Marquise, indem sie die Augen zu Boden senkte.

»Nicht immer; so verlangt er in diesem Augenblicke hartnäckig eine Flinte, einen Donner, wie er sagt, und diese fixe Idee gibt er nicht auf. Ich bin daher genöthigt, ihn mit mir auf Stephans Schiff zu nehmen und werde ihn scharf überwachen.«

Unter diesen Gesprächen hatte man den Strand erreicht, und die Menge so viel als möglich meidend gelangte man zum See. Städter und Landleute wichen zurück, als sie

die schöne Frau am Arme des stattlichen Mannes erblickten, und sprachen laut ihre Bewunderung aus. Nahe am Hafen begegnete man Mutter Poncet, die ihres Mannes Vogelflinte trug, während ihre junge Schwiegertochter, die Ruder des Fahrzeuges tragend, ihr folgte. Die Marquise kannte diese Frau nur wenig und sie wollte an ihr unbemerkt vorüberschreiten, als die Fischerin sich herzhaft vor sie hinstellte.

»Guten Tag, Frau Marquise,« sprach die alte Poncet kühn; »das heißt tapfer seyn, wenn man mit Männern auf die Jagd geht. Wo ist denn aber die Kleine? Die hütet wohl wieder das Haus, das ist ohnehin ihr gewöhnliches Geschäft. Nun denn, eine Mutter ist wohl die Herrin ihres Kindes; aber es gibt Mütter, die . . . zum Teufel mit meiner Zunge!«

»Komm, Simonette,« fügte sie hinzu, indem sie sich zu ihrer Schwiegertochter wendete, welche die Ruder mittlerweile zur Erde gelegt hatte und mit kindlicher Neugierde die schöne Stadtdame betrachtete; »komm,« sprach sie, »die Hochzeit ist aus und ich will nicht, daß man sage, mein Sohn habe eine Müßiggängerin geheirathet, die nur gafft und dummes Zeug schwatzt mit den Leuten!«

Bei diesen Worten entfernten sich die beiden Weiber und verschwanden bald in einem Knäuel von lustigen Jägern, bei denen es an witzigen und boshaften Späßen nicht fehlte.

Frau von Norville war durch diese Begegnung unangenehm berührt. Die Rohheit der Fischerin hatte sie empört, aber sie hatte nicht die Zeit, sich diesem Eindrucke hinzugeben. Mornas hatte so eben unter zahllosen Fahrzeugen die Schaluppe des Hôtels entdeckt. Außer Moirot und zwei Ruderführern befanden sich auf derselben nur Damen, die auf den für sie bestimmten Sitzen Platz genommen hatten. Diese

Frauen kannten alle die Marquise, die sie im Geheimen um Rang, Vermögen und Schönheit beneideten; doch nicht Eine bequemte sich, ihr ein wenig Platz zu machen. Nachdem sie Mornas bei den Damen eintreten ließ, entfernte er sich mit Malevieux; der Doctor war viel anderwärts beschäftigt, und so blieb die Marquise unter den weiblichen Hyänen allein zurück, nicht wissend, nach welcher Seite sie sich hinwenden sollte. Viele Frauen wendeten die Köpfe um und hatten insgeheim ihre Freude an ihrer Verlegenheit. Die alte Demoiselle Deforges in ihren amaranthrothen Shawl drapirt und den eklen Liebling auf dem Arme haltend, der stets dumpf knurrte, bemerkte laut genug, um gut verstanden werden zu können, daß gewisse Personen besser thäten, nicht hieher zu kommen, anstatt ehrenwerthe Personen zu incommodiren. Ein verschmiztes Lächeln der in der Nähe Sitzenden zollte dieser Unverschämtheit seinen Beifall.

Zum Glück hatte Doctor Moirot die unangenehme Lage der Marquise bemerkt. Er bot ihr seinen Arm und führte sie an seinen eigenen Platz. Die ihr von den Frauen zugefügte Beleidigung hatte aber tief in das Herz der Frau eingegriffen; mit geheimen Thränen im Auge fragte sie sich selbst:

»Mein Gott, was habe ich denn gethan, um so vielen Hohn zu verdienen?«

Endlich war Alles eingeschifft. Der alte Poncet, der, wie wir wissen, zum Admiral der Wasserjagd ernannt worden war, erschien plötzlich in seiner Barke in der Mitte der ihn umgebenden Boote. Schon bildete die Flottille eine einzige gerade Linie, die sich eine Viertelmeile weit in den See erstreckte. Poncet stand auf der Bank seines Fahrzeuges; auf sein Rud er gestützt, bildete er das Centrum der Jagdpartie.

Als seine Vorkehrungen getroffen waren, gab er mit der Hand ein Zeichen, daß er zu sprechen wünsche, und nachdem ein allgemeines Schweigen erfolgt war, sprach er mit der Miene eines Commandanten im Patois des Landes: »Hier gilt nicht der Fall, daß man sagen dürfe: Alles für mich und nichts für die Andern! sondern man muß sagen: das ist mein Theil und das der deinige! daher Acht gehabt, daß jeder seiner Stellung getreu der Ordnung nach schieße. Denkt daran, und nun ins Weite und den Vordertheil des Schiffes der Jagd zugekehrt.«

Dieses Muster languedocscher Beredsamkeit wurde mit lautem Gelächter und Händeklatschen aufgenommen. Für die Mehrzahl der Schiffe und hauptsächlich für jene, die am äußersten Ende der Schlachtlinie standen, ging es verloren. Uebrigens war die Aufforderung völlig unnöthig, da die Beiwohnenden vollkommen die Jagdvorschrift kannten.

Was den Befehl zur Abfahrt anbelangt, so verkündeten die rauhen Töne der Seemuschel das Signal und die Flottille setzte sich in Bewegung.

Obwohl die Sonne noch nicht im Stande war, den Nebel zu zertheilen, der auf der breiten Fläche des Sees lag, so konnte man dennoch die Bewegungen der Boote deutlich ausnehmen. Die Fischer ruderten kräftig und jedes Boot ließ eine Furche dichten Schaumes hinter sich. Besonders bezeigten die Endpunkte der Linie eine ungeheure Schnelligkeit, während das Centrum sich ruhiger bewegte. So bildete die Flottille einen ungeheuren Halbzirkel, der sich majestätisch, ohne aus der Form zu gerathen, nach der Stelle hin bewegte, der dem Ausgangspunkt gegenüberlag.

Eine beträchtliche Anzahl Wasservögel von jeder Gattung war bald in diesen beweglichen Zirkel eingeschlossen.

Man sah sie abwechselnd unruhig flattern und schwimmen, während sie ihren Lockruf ausstießen.

Diesen Massen von Wasservögeln war nicht zu trauen, auch besaßen die Jäger zu viel Erfahrung, um sich täuschen zu lassen. In der That hatte die Flottille auch kaum das Viertel ihres Laufes vollendet, als sich ganze Züge von Seeraben, Wildgänsen und Wildenten senkrecht in die Regionen der Wolken erhoben und von da die Landenge passirend, die das mittelländische Meer von den Seen trennt, ihren Flug nach der hohen See nahmen, wo sie in Sicherheit waren. Die Jäger bekümmerten sich selbst nicht weiter um sie. Es war die sogenannte »weiße Jagd« (cassa blanca) und Niemanden fiel es ein, ihr nur einen blinden Schuß nachzusenden.

Alle Blicke waren nach den Zügen von Wasserhühnern gerichtet, die mit schweren Flügeln nicht Aehnliches zu thun vermochten. Von Minute zu Minute stieg ihre Anzahl; bald waren sie so dicht, daß sie nur eine ungeheure Heerde bildeten, die bald die kleine Bucht erreicht hatte, in welcher sie förmlich eingeschlossen war. Man berechnete schon den Augenblick, in welchem diese Masse ans Ufer getrieben, ihren Widerwillen, den Flug zu nehmen, bekämpfend, plötzlich in Reihen gedrängt, oberhalb der Linie dahinziehen würde: ein Augenblick, den die Jäger zu ihrem Vortheil benützen, um ein völliges Blutbad unter den Thieren anzustellen.

Gleichgiltig und zerstreut sah die Marquise dieser malerischen Scene zu. Seit lange schon bemerkte sie Amelie nicht mehr am Fenster. Kaum konnte man noch das Dorf im leuchtenden Nebel ausnehmen.

Die Schaluppe der Badeanstalt war so bewunderungswürdig gelegen, daß man den ganzen Eindruck des reizenden

Bildes genoß. Sie befand sich im Centrum des Halbzirkels unverzüglich zur Rechten von Poncet's Barke, der stets vom erhöhten Punkte die Aussicht beherrschend, die zu raschen Ruderer zurechtwies, die sich verspäteten, aneiferte und mit einer Handbewegung den Flügeln der Flotte die zu nehmende Richtung anzeigte. Auf der andern Seite des Admirals manövrirte Stephans Barke; der Neuvermälte diente seinem Vater als Adjutant und ein ungeheures Muschelhorn an den Lippen überlieferte er die Befehle des Commandanten durch die schon früher bekannt gegebenen Fanfaren. Mornas und Malevieux befanden sich im Hintertheile seiner Barke und der Vicomte hatte nicht aufgehört, eine ungeheure Wachsamkeit bei seinem unglücklichen Gefährten zu beobachten, der sich zeitweise mit sichtbarer Wuth bewegte. Ein wenig weiter bemerkte man einen kleinen Nachen, der einer Nußschale glich, in dem sich ein einzelner Mann befand. Bald lief sein Fahrzeug aus der Linie heraus, bald blieb es wieder merklich zurück. Poncet fühlte sich schon mehrmals versucht, diesen Jäger zurechtzuweisen, der, ganz gegen den vorgeschriebenen Gebrauch, sich wenig um seine ihm angewiesene Stellung kümmerte und eine große Unordnung in die Angriffslinie bringen konnte. Als nun Poncet den Wohlthäter seines Hauses erkannte, begnügte er sich, schweigend den Kopf zu schütteln. Stephan jedoch, weniger besonnen als sein Vater, rief dem Unbesonnenen, als er bei ihm vorüber ruderte, einmal zu:

»Herr Adrian, Herr Adrian, das sind wohl nicht die Wasserhühner und die Enten, an welche Ihr in diesem Augenblicke denkt.«

Frau von Norville vermied es, ihre Blicke nach jenem Punkte hinzurichten, auf welchem sich der junge Pariser be=

fand, dessen zerstreutes Benehmen bereits den scharfen Tadel der Jäger erregt hatte. Die Aufmerksamkeit der Marquise war zum Theil auch durch das Gespräch der alten Demoiselle Deforges in Anspruch genommen, die mit ihrer noch ältern Gefährtin sich auf Kosten der ganzen Nachbarschaft zu unterhalten schien. Nachdem eine vornehme Schloßbesitzerin aus der Umgegend mehr als einmal von dem Geifer dieser Megäre verunglimpft wurde, nahm ihr Gespräch, das sie ganz laut führte, eine eigenthümliche Wendung.

»Es ist eine Schmach, meine Liebe,« hob die Scheinheilige an, indem sie mit den Augen blinzte, »daß die Coketterie und Unverschämtheit dieser Geschöpfe keine Grenzen kennt; wenn ein solches Geschöpf noch jung ist, da findet die jugendliche Unbesonnenheit noch einige Entschuldigung, aber was sagen Sie von jenen Frauen, die, da sie keinen Liebhaber mehr finden, sich damit beschäftigen, jenen ihrer Töchter wegzukappen. Solche findet man häufig, meine Liebe, und auch uns würde es nicht schwer fallen, ein Beispiel zu citiren.«

»Oh, gewiß kenne ich eine solche,« erwiederte die andere Alte, indem sie ihre rothe Nase mit Tabak stopfte. »Man spricht von einer hier in Balaruc, die ihre Tochter langsam tödtet, indem sie ihre Tochter hindert, einen Jüngling, den Mann ihres Herzens zu heirathen, nur deshalb, weil die Mutter ihn für sich behalten möchte.«

Schon mehrmalen war die Röthe der Schmach und des Unwillens auf die Stirn der Marquise getreten, und sie stand auf dem Punkte, auf diese schmählichen Anschuldigungen der beiden Klatschschwestern zu antworten, aber die Furcht vor einer unangenehmen Scene, der niedrige Bildungsgrad der beiden Frauen, eben so sehr vielleicht die Stimme des eigenen

Gewissens, die ihr die Anschuldigungen nicht ganz aus der Luft gegriffen erscheinen ließen, zwangen sie zum Stillschweigen und verurtheilten sie gleichzeitig, das Gesprochene dem Scheine nach ruhig anzuhören.

»So urtheilt man von mir!« dachte sie mit tiefem Seelenschmerze bei sich selbst, »und ist es nicht gräßlich zu fühlen, daß in diesen Worten leider eine gerechte Anklage gegen mich liegt? Oh, wie kann ich den Jammer und die öffentliche Anklage wieder gut machen?«

Die Jagd näherte sich unterdessen ihrem eigentlichen Ziele. Die Flottille ruderte in der vorgeschriebenen Ordnung gegen das Gestade; vor sich her trieb sie beträchtliche Schaaren von schwarzgefiederten und weißgekrönten Wasserhühnern.

Mit Schrecken und wachsender Unruhe bemerkten die armen Vögel, daß dieser ungeheure Halbzirkel sich immer mehr und mehr dem Lande näherte, für welches ihre Gattung einen unbezwingbaren Widerwillen zu besitzen schien. Eines drängte das andere immer halb schwimmend und flatternd, während sie ein kurzes und heiseres Gekrächze ausstießen. Die Wasserfläche, auf welcher sie sich zusammengedrängt befanden, war durch ihre immerwährenden Bewegungen sehr erregt, und die Sonne, welcher es endlich gelungen war, den Nebel zu besiegen, zog tausend goldene Furchen auf der Silberfläche des Gewässers. Obwohl aber den Wasserhühnern noch ein hinlänglicher Raum zur Bewegung blieb, wagten sie nicht, die Linie der sie Umschließenden zu durchbrechen, da sie stets in ihre Flugkraft Mißtrauen setzen und überhaupt Widerwillen fühlen, sich ihrer Flügel zu bedienen.

Plötzlich verminderten die am äußersten Ende des Halbzirkels schwimmenden Boote ihren Ruderschlag und standen

endlich ganz stille. Die Ruderer ergriffen Stangen und versuchten mittelst diesen, indem sie in den Grund des Wassers eingriffen, durch das Abstoßen der Boote vorwärts zu kommen. Doch dies war ein vergeblicher Versuch; die Fahrzeuge waren in ein dichtes Gehege von Moorgras, Schilf und andern Seepflanzen gerathen.

Man war nur mehr zehn Schritte vom Ufer entfernt. Die nachfolgenden Barken hielten annähernd stille, während das Centrum seinen Weg fortsetzte, doch auffallend langsamer ruderte. Die Wasserhühner waren so dicht aneinander gedrängt, daß ihnen keine freie Bewegung mehr möglich war; Tausende von schwarzen und ängstlich blickenden Köpfen ragten aus dem Wasser heraus. Mehre Schiffe hätten sie schon zerschmettern können, allein man harrte auf das Signal des Admirals, und der Admiral allein durfte es geben, wenn sich die Jäger auf vernünftiger Schußweite befanden.

Einige ungeduldige Schützen murrten bereits, als Admiral Poncet, den günstigen Augenblick mit kluger Berechnung erkennend, mit donnernder Stimme rief, indem er seine Hand winkend bewegte:

»Nun denn, habt Acht! gebt Feuer!«

Und selbst dem Befehle Folge leistend ergriff er eine seiner Flinten, die ihm ein Ruderführer hinreichte.

Hundert Schüsse knallten gleichzeitig. Ein dichter Rauch wälzte sich über die Oberfläche des Sees, während ein tausendfaches Echo vom Ufer her das Geräusch verstärkt zurückgab.

Bei diesem raschen Angriff flatterten die geängstigten Vögel mit donnerähnlichem Gekrächze in die Höhe, nicht ohne eine beträchtliche Anzahl von Todten oder Verwundeten auf

der Oberfläche des Sees zurücklassend. Sie bildete förmlich eine dichte Wolke, die im Stande gewesen wäre, die Strahlen der Sonne zu verdunkeln. Diese Wolke schwebte anfangs richtungslos dahin, als schiene sie nicht zu wissen, auf welcher Seite sie durchbrechen sollte; doch wo sie auch sich hinwendete, überall wurde sie mit einem Pelotonfeuer empfangen, das sie nöthigte, geradewegs umzukehren. Die todten Vögel fielen wie Hagel in und zwischen die Boote und die Behendigkeit der Schützen im Laden ihrer Flinten war so groß, daß die Füsillade keinen Augenblick unterbrochen ward. Das Ganze glich einer im Kleinen ausgeführten Seeschlacht. Der Rauch blendete die Zielenden, doch von allen Seiten, oberhalb, unterhalb, rechts und links regnete es Geflügel und man durfte blindlings schießen und war dennoch überzeugt getroffen zu haben. Und obwohl ganze Wolken getödteten Geflügels niederstürzten, so schien die Anzahl dieser verfolgten und in Verzweiflung gesetzten Wasserhühner noch nicht vermindert zu seyn.

Das mörderische Schlachten mochte drei Minuten gedauert haben und in diesem kurzen Zeitraume hatten mehr als Tausende von Wasserhühnern den Tod gefunden. Das Feuer verminderte sich endlich auf einem Punkte der Linie; die Vögel benützten diesen Augenblick, um dieselbe zu überschreiten, und lagerten sich auf der andern Seite des Gewässers, nicht ohne auf ihrem Wege eine große Anzahl Todter oder Verwundeter zurückzulassen.

Als nun die Linie überschritten war, hörte jede Disciplin unter den Jägern auf. Der innere Raum der Linie war mit Todten oder fluchtunfähigen Wasservögeln bedeckt. Jeder raffte auf, was er konnte, ohne Rücksicht, ob er auch der berechtigte Besitzer darauf sey. Nun gab es Streitigkei-

ten und Gezänke ohne Ende. Die Barken kreuzten sich, stießen an einander, fuhren unter einander hinein und während dieser Unordnung wollten noch habsüchtige Jäger angeschossene Vögel gar machen und schossen nach allen Richtungen hin, ohne Rücksicht und auf die Gefahr hin ihre Gefährten oder harmlose Zuschauer zu verwunden. Vergebens suchte Poncet sie zur Ordnung und Vorsicht zurückzuführen, Habsucht und falscher Ehrgeiz hatte sie verblendet und stachelte sie, die Zahl ihrer Siegestrophäen zu vermehren und selbst bei den eindringlichsten Ermahnungen taub zu bleiben.

In dieser allgemeinen Aufregung zeigte sich Adrian träumerisch und antheillos. Er handhabte sein Schiff sorglos und gedankenlos, in welchem er sich allein befand. Mit einemmale befand er sich knapp der Barke Stephan Poncet's gegenüber, auf welcher sich, wie wir wissen, der Vicomte von Mornas und Malevieux befanden. Stephan, der noch immer beschäftigt war, seine Flinte zu laden, hatte wahre Herkulesthaten verrichtet. Auf dem Hintertheil seines Schiffes waren Hunderte von todten Wasserhühnern aufgehäuft. Mornas selbst konnte der Ansteckung des Beispiels nicht widerstehen. Er hatte die Flinte eines Ruderführers ergriffen und schoß auf gut Glück.

Soeben hatte er eine prächtige Wildente aufgerafft, die sich in die schlechte Gesellschaft der Wasserhühner verirrt hatte, als er Adrian gewahrte.

»Nun Laroyère,« fragte er voll Heiterkeit, »haben Sie Ihr Blei mit Glück verwendet, haben Sie gleichfalls solche Früchte aufzuweisen?«

Er hob bei diesen Worten einen herrlichen Reiher bei dem Schnabel in die Höhe, dessen glänzendes Gefieder in der Sonne schillerte.

»Zum Geier!« antwortete Adrian etwas verwirrt, »ich weiß nicht, wie es kam, aber ich habe bisher nicht ein einziges Mal geschossen.«

»Herr Gott! zur Jagd ziehen und nicht schießen!« rief Stephan voll Verwunderung aus, »warum kamt Ihr denn hieher, gnädiger Herr?«

»Es ist in der That wahr, was Ihr sagt,« fuhr er fort, indem er einen Blick nach Adrians kleinem Nachen warf, »nicht ein Huhn liegt im Hintertheil, und wie es scheint, schosset Ihr nicht einmal eure Flinte ab. Ei, ei, Herr Adrian, Ihr seyd nicht mehr zu erkennen!«

»Dafür warst Du sehr glücklich, guter Stephan, wie ich sehe, und deine kleine Simonette wird große Freude haben. Nun, was Du zum nächsten Markt führest, bringt Dir ein hübsches Sümmchen ein . . . doch wie es scheint ist mein trefflicher Vicomte gleichfalls sehr zufrieden mit sich selbst!«

»Nicht sonderlich, ich hatte stets diesen da zu überwachen.«

Er wies bei diesen Worten nach Malevieux, der dem Anscheine nach ruhig auf dem Hintertheile des Schiffes saß, dessen lauernder Blick und zuckende Bewegungen geheimnißvolle Gedanken beurkundeten.

»Armer Onkel!« sprach Adrian, »wir Beide hätten auch besser gethan, wenn wir in Balaruc zurückgeblieben wären.« Doch die Stimme dämpfend fuhr er fort: »die Marquise ist hier und Sie haben sie mehrmalen gesehen; mein Freund, haben Sie mir nichts Freundliches in Bezug meiner Hoffnungen mitzutheilen?«

»Nichts, mein Junge,« erwiederte der Vicomte ernst. »Das ist eine abgemachte Sache zwischen Mutter und Tochter, Ihren Namen nie mehr auszusprechen. Da Sie aber nun

wichtige Angelegenheiten nach Paris rufen, Adrian, so meine ich . . .«

»Ich verstehe; Sie meinen nun auch, Mornas, daß es Zeit wäre, ja Pflicht, diesen Ort zu verlassen . . . ich werde Muth finden abzureisen.«

Er unterdrückte einen schweren Seufzer.

In diesem Augenblick waren die beiden Fahrzeuge ganz fest aneinandergerathen; während Stephan sein Wild ordnete und Laroyère und Mornas vertraulich miteinander sprachen, neigte sich Malevieux in Adrians Boot und faßte eine schöne Flinte, die er erreichen konnte; fast gleichzeitig schwang er die Waffe mit triumphirender Miene ober seinem Haupte, indem er mit wilder Freude rief:

»Das Geschick ist besiegt, ich haben meinen Blitz! Wehe dem Gottlosen! Ich bin Jupiter, der König der Götter!«

Bei diesem Ausrufe kehrten sich alle Blicke nach ihm. Als Adrian die Waffe in den Händen des Wahnsinnigen erblickte, wollte er sie ihm entreißen, Malevieux aber, seine Beute festhaltend, gab dem Kahne seines Neffen einen raschen Stoß und alsogleich befanden sich die beiden Fahrzeuge zehn Fuß weit entfernt von einander.

»Stephan, Mornas, um Gotteswillen!« rief Adrian voll Schreck, »entreißt diesem Unsinnigen die Flinte. Sie ist mit grobem Blei geladen, ich that es in der Hoffnung einen Reiher oder Flamingo zu schießen; wenn der Schuß fiele, es wäre gräßlich! Onkel! Onkel! seyen Sie vernünftig!«

Rasch ergriff Adrian die Ruder und wendete alle Kraft an, dem großen Schiffe nahe zu kommen; aber schon bemühten sich der Vicomte und Stephan Poncet, den Wahnsinnigen zu entwaffnen.

Stephan stürzte sich auf ihn und ergriff die Waffe am Lauf. Malevieux wehrte sich standhaft, indem er dabei das wunderlichste Zeug sprach. Mornas, der mit einem Blick die Gefahr eines solchen Kampfes erkannte, rief ihm zu:

»Laßt ihn, laßt ihn! Auf diese Weise ist nichts von ihm zu erlangen. Reizt ihn nicht, ich werde versuchen, durch Güte . . .«

Er vollendete nicht, was er voraussah, traf ein; die Waffe, auf diese Weise hin- und hergezerrt, ging in dem Augenblicke los, als sie sich in horizontaler Lage befand.

Bei dem Geräusch, welches das Losgehen verursachte, waren die Theilnehmer dieser Scene starr vor Schreck; jeder glaubte den andern getödtet oder wenigstens schwer verwundet. Es war aber nicht so, denn die Ladung war über Adrians Kopf hinweggegangen, der sich gerade in gebückter Stellung in seinem Nachen befand. Gleichzeitig fast hörte man aber einen grellen Schrei von einem der Schiffe herüberschallen, die in einiger Entfernung doch in der Richtung des Schusses lagen.

Der Eifer der Jäger, die mit dem Zusammenraffen des Geflügels beschäftigt waren, war in der That so groß, daß sie dieses Ereigniß gar nicht bemerkten. Ein Schuß, ein gellender Schrei, es verlohnte nicht der Mühe, in diesem höllischen Tumulte sich umzuwenden. Jede Minute war kostbar! Die Zeugen dieser Scene theilten aber nicht diese Antheillosigkeit. Malevieux selbst ließ die Waffe fallen, für die er bisher so lebhaft gekämpft hatte.

»Es ist ein Unglück geschehen,« sprach endlich Mornas ganz bestürzt.

»Ja dort, dort!« rief Stephan, indem er mit der Hand nach jener Barke wies, von welcher der Schrei herüberdrang.

»Das ist die Schaluppe des Badehauses,« entgegnete Stephan mit schrecklicher Angst.

»Eilen wir, um zu sehen, was geschehen ist,« drängte Mornas, indem er die Ruder packte.

Adrian that ein Gleiches und die beiden Barken flogen so rasch, als es möglich war, in der Richtung zur Schaluppe zu.

Schon bei ihrer Annäherung bemerkten sie, daß eine ungeheure Aufregung am Bord herrsche; wie wir bereits gesagt, befanden sich außer Doctor Moirot und den Ruderführern nur Damen an Bord. Die erschreckten Frauen schrien und jammerten durcheinander. Vorzüglich war es die Stimme der alten Demoiselle Deforges, welche alle andern überschrie.

»Er ist todt, keine Hoffnung mehr, das überlebe ich nicht!«

»Wer ist todt?« fragte Mornas athemlos.

»Ach, Herr, denken Sie sich unsern Schmerz, Phanor, der Liebling meiner armen Freundin, wurde von der Kugel getroffen.«

»Hol' der Teufel alle Hunde und ihre Gebieterinnen dazu!« schnaubte der Vicomte voll Unwillen, »ich meinte hier ein Blutbad zu finden, als ich dieses Geheul vernahm.«

»Mein Gott, die arme Deforges befindet sich unwohl,« ächzte deren alte Freundin.

»Begießen Sie sie mit Wasser, das wird sie wieder zu sich bringen. Gottlob, Doctor!« fügte der Vicomte hinzu,

indem er sich zu dem Arzte wendete; »diesmal sind wir mit dem Schrecken davongekommen. Ihr Beistand ist diesmal überflüssig.«

»Wo ist aber Frau von Norville?« fragte Adrian ängstlich.

Sämmtliche Frauen, die sich mit der alten Demoiselle Deforges beschäftigt hatten und die Luft mit ihrem Gekreisch erfüllten, hatten an Frau von Norville gar nicht gedacht.

»Da ist sie,« rief Doctor Moirot, indem er nach dem Hintertheil des Schiffes eilte. »Großer Gott! Blut! Blut, wäre sie verwundet?! Frau Marquise, Frau Marquise!«

Mornas und Adrian befanden sich mit einem Sprung in der Schaluppe. Die Marquise von Norville saß auf einem niedern Stuhle, dessen Lehne an der Brüstung des Schiffes lehnte. So hatte sie die Kugel getroffen, sie hatte nur ein wenig das Haupt geneigt, ohne einen Schrei auszustoßen.

Frau von Norville war besinnungslos.

Als die anwesenden Frauen dies sahen, verdoppelten sie ihre Klagen; Niemand kümmerte sich mehr um die alte Deforges, welche die blutigen Ueberreste des Lieblings mit Küssen bedeckte. Adrian, auf sein Knie gesenkt, unterstützte vorsichtig das Haupt der Marquise.

»O retten Sie sie! retten Sie sie, Doctor! was ich besitze, gehört Ihnen.«

Die arme Frau war an der Stirne verwundet und das Blut floß über ihre Locken auf den Cashemir hernieder. Moirot wischte das Blut vorsichtig weg und prüfte die Wunde aufmerksam.

»Es wird nichts seyn,« sprach er nach kurzem Nachdenken, »ein Schrottkorn hat die Schläfengegend gestreift, ist aber nicht eingedrungen. Die Wunde läßt keine Gefahr besorgen.«

»O, wäre es doch gewiß!« sprach Adrian voll Innigkeit. »Arme Amelie, was würde sie sagen!«

»Sehen Sie doch, Doctor,« erwiederte Mornas mit zweifelsvoller Miene, »nun stellt sich eine tiefere Ohnmacht ein. Diese Frau hat keinen Athemzug mehr, der Puls stockt völlig. Hier muß etwas Anderes seyn, als Sie vermuthen.«

»Die Wunde ist unbedeutend, darauf verstehe ich mich; was die Ohnmacht anbelangt, so haben wir es hier mit einer äußerst zarten nervenschwachen Dame zu thun. Der Anblick eines Blutstropfens konnte ihr schon diese Ohnmacht zuziehen. Kehren wir nur rasch nach Balaruc zurück.«

Adrian schlug vor, die Marquise von Norville in eine andere Barke zu bringen; der Arzt hielt es aber nicht für rathsam, die Verwundete zu bewegen. Man kam überein, daß die Damen, die dem Ende der Jagd beizuwohnen wünschten, sich in Stephans Boot begeben sollten. Die Mehrzahl willigte ein. Sie entschlossen sich dazu auf den entscheidenden Ausspruch des Arztes, daß auf dem andern Boote keine Gefahr für sie sey; überdies gestattete ihnen auch ihre Abneigung für die Marquise, das Vergnügen der Schicklichkeit zum Opfer zu bringen. Alle Damen verließen die Schaluppe mit Ausnahme der alten Deforges und ihrer getreuen Freundin, Madame Langlumé; Beide untröstlich über den Verlust Phanors, verwünschten die Jagd, die Jäger, die Zuschauer, den Himmel und die Erde.

Man legte Frau von Norville auf eine Binsenmatte, die sich im Schiffe befand und schritt zu einem ersten vorläufigen Verband.

Frau von Norville war noch immer besinnungslos.

»An die Ruder, meine Freunde!« commandirte Adrian in verzweiflungsvollem Tone. »Ich gebe Euch Alles, was ich besitze, wenn wir in einer Viertelstunde in Balaruc landen?«

Die Ruderer arbeiteten kräftig.

»Jemand muß vorauseilen,« hob plötzlich Mornas an, »um die unglückliche Tochter von dem Unfall ihrer Mutter in Kenntniß zu setzen, und das bin ich, der sich dieser Sorge unterziehen will. Ich steige in Ihr Boot, Adrian, und werde bald eine große Strecke voran seyn!«

»Tausend Dank für den guten Einfall, Mornas! Ach, die arme Amelie könnte von dem Schreck den Tod haben!«

Man hatte Malevieux in die Schaluppe steigen lassen, der seit dem Unglücksfalle, den er verursachte, wieder in seinen frühern Stumpfsinn verfallen war. Mornas sprang in Adrians Kahn, ergriff die Ruder und flog mit Blitzesschnelle dahin.

»Erschrecken Sie das Fräulein nicht!« rief ihm der Arzt zu in dem Augenblicke, in welchem er sich entfernte; »ich versichere Sie wiederholt, daß die Wunde unbedeutend ist und in zwei Tagen ganz geheilt seyn wird.«

Mornas schüttelte abermals zweifelsvoll das Haupt und setzte seinen Weg mit Hilfe seines kräftigen Ruderschlages rasch fort.

Die Nachricht von dem höchst unangenehmen Zufall hatte sich bereits auf der ganzen Flottille verbreitet; eine

Menge Boote kamen herbei, um sich zu erkundigen, was geschehen sey. Als man aber nur von einer leichten Verletzung sprechen hörte, da trug der Eifer der Jagd den Sieg über die Nächstenliebe davon und man erkundigte sich kaum nach dem Namen der verwundeten Person. Ein neuer Halbzirkel hatte sich bereits wieder gebildet; jeder Schütze verlangte nach einer guten Stellung, der Zusammenfluß von Kähnen in der Nähe der Schaluppe verminderte sich beträchtlich und diese konnte ungehindert ihren Weg nach dem Dorfe fortsetzen. Poncet und dessen Sohn Stephan hätten ihrem Gönner Adrian gerne ihre Dienste angeboten, doch hielten sie dringende Pflichten auf dem See zurück. Sie begnügten sich daher, von weitem ihre Theilnahme durch Zeichen auszudrücken, welche Adrian, der zu sehr mit der Marquise beschäftigt war, gar nicht bemerkte.

Nach wenigen Minuten war man bereits aus dem Umkreise der Flottille; das tolle Geschrei und die zahllosen Schüsse, die in demselben ertönten, verloren sich in Dampf und Nebel.

Der Arzt war ununterbrochen bei der Marquise, doch bisher war es ihm noch nicht gelungen, sie zum Bewußtseyn zurückzubringen. Adrian war in Verzweiflung, Malevieux düster und schweigsam. Mademoiselle Deforges und ihre Gefährtin am andern Ende des Schiffes zeigten eine gänzliche Gleichgiltigkeit für die Verwundete und bejammerten nur abwechselnd den Tod des Lieblings. Adrian, der wohl fühlte, daß die Theilnahme und Hilfe von Frauen der Marquise von großem Nutzen seyn könnte, richtete einige Vorwürfe an die beiden antheillosen alten Weiber.

»Machen Sie nur nicht so viel Umstände wegen des

Bischens Verwundung im Gesichte,« erwiederte die Desforges voll Bitterkeit. »Die Dame wird etwas weniger schön seyn, wenn der Riß geheilt ist, und das ist Alles! Sie ist sehr gefallsüchtig, da ist vielleicht die Verwundung eine Strafe des Himmels. Was hat aber mein Phanor gethan, dieses unschuldige, sanfte Geschöpf, mein bester Freund auf dieser Welt, daß er so plötzlich und in meinen Armen verenden mußte?!«

Und wieder fing sie auf die widerlichste Weise zu weinen und lamentiren an, in welche Klagen ihre Freundin einstimmte.

Adrian warf diesen beiden albernen Weibern einen Blick des Unwillens zu, sprach nichts weiter und kehrte zu Frau von Norville zurück. Moirot's Bemühungen schienen endlich von Erfolg gekrönt, die Verwundete regte sich.

»Sehen Sie, Herr von Laroyère,« sprach mit triumphirender Miene der Arzt, »sie kommt zu sich, ich hatte mich nicht getäuscht; es ist weiter keine Gefahr!«

IX.

Sühnung.

Der Vicomte von Mornas fand Amelie voll Unruhe und in großer Aufregung. Da die junge Marquise wegen des Dampfes den Bewegungen der Jagdflotte nicht mehr folgen konnte und sie andererseits vom Schauen ermüdet war, so zog sie sich endlich vom Fenster zurück.

Aber nicht physische Ermüdung allein war es, die sie bewegte, es war auch eine unbeschreibliche Angst, ein nervöses Bangen, das sie plötzlich überkam. Sie wollte eine niedliche Frauenarbeit beginnen, aber ihre Hand zitterte, die Fäden verwirrten sich und bebend, wie gebrochen, sank der Arm in den Schooß hernieder. Ein Gleiches war es mit der Lectüre; sie öffnete ein Buch; zwanzigmal las sie dieselbe Stelle; die Buchstaben tanzten vor den Augen, verschwammen in Nebel und es gelang ihr nicht, den in denselben liegenden Sinn herauszufinden. Sie stand auf, irrte unruhig im Gemache hin und her, als sie plötzlich rasch an der Thür klopfen hörte.

Mornas stand vor ihr, ohne die Aufforderung, eintreten zu dürfen, abzuwarten. Als sie ihn sah, hatte sie ein Vorgefühl von der Wahrheit. Ohne ihm die Zeit zu gönnen, nur ein Wort sagen zu können, rief sie ihm voll Schreck entgegen:

»Wo ist meine Mutter, Herr Vicomte, wo haben Sie sie gelassen?«

Trotz Mornas' gewöhnlicher, großer Fassung überraschte ihn dieser merkwürdige Instinct einer liebenden Tochter.

»Fräulein,« sprach er mit mühevoller Fassung, »erschrecken Sie nicht . . . ich komme . . .«

»Ich soll nicht erschrecken,« unterbrach ihn das Fräulein von Norville, »so gibt es etwas, das mich erschrecken kann! Aus Barmherzigkeit antworten Sie rasch, wo ist meine Mutter?«

»Sie wird sogleich hier seyn, ich war ihr nur um einige Minuten vorangeeilt.«

»Gott sey gepriesen!« rief Amelie aus, indem sie freudig aufwärts blickte, »so war meine Angst eingebildet!«

Doch wie von einer plötzlichen Eingebung berührt fuhr sie fort:

»Sie kehrt schon zurück und die Jagd ist noch nicht beendigt; warum kehrt sie zurück, wenn sich alle Welt noch vergnügt?«

»Deshalb, Fräulein,« entgegnete Mornas langsam, indem er Amelie fest anblickte, um bei seinen Worten die moralische Stärke der Jungfrau zu messen, »da sich ein kleiner Zufall ereignet« . . .

»Ein Zufall von dem mein Mutter berührt worden?«

»Ein unbedeutender Zufall auf der Jagd, ein unvorsichtiger Jäger hatte mit einem Schrot . . .«

»Meine Mutter verwundet,« ergänzte Amelie, indem sie schwankte.

»Und im Gesichte leicht verwundet, doch ohne alle weitere Folgen,« vollendete Mornas.

Und Mornas erzählte in wenig Worten, was vorgegangen war. Doch Amelie wollte nicht glauben, daß einer unbedeutenden Ritzung wegen es nöthig gewesen sey, sie davon zu benachrichtigen.

Sie klagte Mornas an, daß er ihr einen Theil der Wahrheit verschweige; sie selbst wollte rasch fort, ein Schiff besteigen und der Mutter entgegeneilen. Der Vicomte versuchte Vorwände, um sie zu beschwichtigen und zurückzuhalten. Endlich eilte er ans Fenster, das er öffnete.

»Kommen Sie, Fräulein,« sprach er, indem er die Hand gegen den See hin ausstreckte, »wenigstens werden Sie Ihren eigenen Augen trauen. Da bringt man die Frau Marquise in Person.«

In der That hatten die Schiffsleute mit so ungeheurer Anstrengung gerudert, daß sich die Schaluppe bereits vor dem Badehause zwanzig Schritte vom Ufer entfernt befand.

Amelie stürzte ans Fenster, bewegte ihr Schnupftuch, indem sie rief:

»Meine Mutter, o meine Mutter!«

Eine schwache Hand erwiederte dies Zeichen vom Schiff aus.

»Sie sieht mich, sie antwortet mir!« rief Fräulein von Norville, bebend vor Freude. »O Gott, wie blaß ist sie!« fügte sie hinzu, »ihr Gesicht ist mit Linnen bedeckt — Sehen Sie nur, der Arzt stützt sie!«

»Fassung, Fassung, Fräulein, um des Himmels willen! wissen Sie nicht, daß nach Blutverlusten eine Schwäche unvermeidlich ist?«

Die Schaluppe hatte gelandet. Die Ruderer brachten die Marquise mit Vorsicht ans Land. Schon waren sie im Begriff, sie ins Haus zu tragen, als Frau von Norville, den Blick aufwärts richtend, ihre Tochter gewahrte, die ihr athemlos die Arme entgegenstreckte. Sey es Wiederkehr der Kräfte oder die Macht des Willens, die ihr gebot, die Tochter nicht zu erschrecken, sie richtete sich plötzlich auf und auf der einen Seite auf den Arzt, auf der andern Seite auf Adrian gestützt, schleppte sie sich dem Hôtel zu. Hinter ihr schritt Malevieux gesenkten Hauptes, dann folgten die beiden alten Freundinnen, die Eile hatten, ihren Schmerz in ihren Gemächern zu verbergen.

Beim Anblick der Mutter, die, obwohl matt und schwankend, dem Hause zuschritt, fühlte sich Amelie, die bisher unaufhörlich zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankte, ziemlich beruhigt.

Sie riß den Vicomte mit sich fort, zur Thür hinaus, der Mutter entgegen; von trostreichen Worten erfüllt, wagte sie dem Freunde zu sagen:

»Ach, Herr von Mornas, Sie kennen unsere Geheimnisse daher weg mit aller Verstellung! Welche außerordentliche Dinge müssen geschehen seyn, daß meine Mutter die Beweise von Theilnahme des Herrn von Laroyère duldet und mit ihm eine frühere Freundschaft zu erneuern scheint?«

Es war Mornas in keiner Beziehung möglich, hierauf zu antworten, denn schon hörte man Schritte auf der Stiege.

Amelie stürzte ihrer Mutter entgegen in ihre Arme und drückte sie heftig an sich.

Die Marquise stieß ein Schmerzensgeschrei aus.

»Mein gutes Kind,« sprach die Marquise, »man hätte Dich vorbereiten sollen ... Doch beruhige, fasse Dich, der Arzt meint, meine Leiden werden bald vorüber seyn und ich glaube es selbst.«

Sie lächelte schmerzlich.

Man hatte die Marquise in ihr Gemach gebracht und mit Hilfe ihrer Führer auf ein Ruhebett niedergelegt. Sie sank in die Kissen zurück und schloß die Augen, als ob sie von Schmerz und von Ermattung erschöpft sey.

Amelie kniete vor der Mutter und betrachtete sie schluchzend. Adrian, Mornas und der Arzt standen bei ihrem Lager, Malevieux hatte sich in eine entfernte Ecke gestellt.

Therese, das Hausmädchen, die bei der ersten Nachricht herbeigeeilt war, weinte bittere Zähren, indem sie sich mit der Marquise beschäftigte.

Der Arzt hatte den Puls der Kranken ergriffen.

»Es ist sonderbar,« dachte er bei sich, »diese beharrliche Schwäche ist mir ein Räthsel.«

Die Marquise öffnete wieder die Augen.

Sie warf einen sanften Blick auf alle, die sie umgaben, dann sprach sie mit schwacher Stimme:

»Ich danke Euch, Ihr Herren, für eure Güte; doch nun bedarf ich nur mehr des Arztes und Theresens. Leben Sie wohl, Herr von Mornas; ich bin gerührt über Ihre theilnahmsvolle Güte. Leben Sie wohl, Herr von Laroyère, bald werde ich Sie wieder sehen.«

Die gütigen Worte der Marquise hätten in jedem andern Augenblicke Adrians Herz mit süßer Freude erfüllt, hier

aber hörte er sie kaum und zog sich schweigend mit seinem Onkel und Mornas zurück.

»Und Dich, meine Tochter, bitte ich gleichfalls, mich mit dem Arzt auf einige Zeit allein zu lassen; Therese genügt mir, wenn ich eines Dienstes bedarf. Was kannst Du noch befürchten? hat man Dich nicht beruhigt?«

»Geliebte Mutter, ich weiß nicht, ob ich Dich nun verlassen kann!«

»Mein Kind, gewähre mir diese Bitte.«

Amelie gehorchte mit sichtbarem Widerstreben; nachdem sie ihre Mutter drei- oder viermal umarmt hatte, begab sie sich in das benachbarte Gemach.

Nun aber brach die moralische Kraft, die bisher Frau von Norville aufrecht erhalten hatte, mit Macht zusammen.

»Doctor, Doctor!« rief sie in herzzerreißendem Tone, indem sie sich in die Kissen zurückwarf, »stehen Sie mir bei, ich leide schrecklich; ich fühle, daß ich sterben muß, doch ersparen Sie mir den Schmerz.«

»Sterben?« wiederholte Moirot, »wohin denken Sie? haben Sie nicht selbst soeben bemerkt, daß Ihre Wunde . . .«

»Ja, die eine — aber es gibt deren zwei,« erwiederte die arme Frau, indem sie den festgeschlossenen Shawl auseinanderschlug und mit der Hand auf eine Stelle in der Nähe des Herzens wies. »Hier, hier bin ich verwundet; ich fühle, daß es tödtlich ist.«

Nun war plötzlich die Schwäche und der Schrecken der armen Kranken erklärt.

An der Außenseite des Kleides befanden sich Blutspuren, die Wunde war aber bedeutend und der Arzt erkannte

mit Schrecken, daß ein zweites Schrot in die Brust gedrungen war und die edlen Lebensorgane verletzt hatte.

»Großer Gott!« rief er, »Sie hatten eine solche Wunde empfangen und verschwiegen sie. Wie waren Sie eines solchen Heldenmuthes fähig?«

»Ich wollte meiner noch sehr schwachen Tochter keine Sorge einflößen; diese Nachricht, ihr unvorbereitet hinterbracht, hätte ihr den Tod gegeben.«

»Diese Fahrt, selbst der Weg vom Schiff bis hieher war beschwerlich. Ich hätte eine Frau dieser Kaltblütigkeit nimmer fähig gehalten.«

»Ah, Sie wissen nicht, wie muthig ein Weib ist, welches liebt! . . .«

Therese entkleidete die Marquise rasch, während der Arzt sogleich nach der Apotheke eilte, um die zum Verband nöthigen Gegenstände herbeizuschaffen. Als er zurückkehrte, hatte die Marquise bereits wieder die Besinnung verloren. Als er die Wunde untersuchte, schüttelte er traurig den Kopf, indem er flüsterte:

»Keine Hoffnung mehr!«

Bald war der hoffnungslose Zustand der Marquise im ganzen Hôtel bekannt, und als die Jäger von der Wasserjagd zurückkehrten, herrschte eine allgemeine Bestürzung. Selbst Jene, die der Marquise nicht zugethan waren, konnten sich bei dem Gedanken, daß auch sie das Opfer dieses schrecklichen Zufalles seyn könnten, einer tiefen Gemüthsbewegung nicht erwehren. Ihre Theilnahme vermehrte sich bei der Liebe zu sich selbst.

Eine Stunde später, nachdem der erste Verband ange-

legt war, entsendete Doctor Moirot, der die Verantwortlichkeit einer solchen wichtigen Sache nicht allein auf sich laden wollte, einen Boten in einer Barke nach Cette, um den geschicktesten Chirurgen dieser Stadt rufen zu lassen. Gleichzeitig ritt ein Bote nach Montpellier zu Herrn Monteil, dem Bruder der Frau von Norville, da die Todkranke den Wunsch ausgesprochen hatte, ihren Bruder noch einmal sehen zu wollen. Derselbe sollte in der kommenden Nacht mittelst der Post in Balaruc anlangen.

Moirot verwies aus dem Gemach der Kranken hartnäckig jede fremde Person. Alle Jene, welche sich aus Neugierde einfanden, oder um ihre Dienste anzubieten, wurden zurückgewiesen. Adrian fand von der Regel auch keine Ausnahme; seine Stellung gebot ihm überdies, sich etwas entfernter zu halten. Nur im Corridor erlaubte er sich zuweilen herumzuschleichen, um von Theresen zu erfahren, wie es im Krankenzimmer stehe.

Therese ging ab und zu, um die Befehle des Arztes zu erfüllen, während sie bittere Zähren weinte und ihre Augen geröthet und aufgeschwollen waren. Auf alle Fragen, die Adrian an das weinende Mädchen richtete, vermochte es nur mit Schluchzen und Seufzen zu antworten; nur so viel gelang ihm wenigstens zu enträthseln, daß es unmöglich war, der jungen Marquise die dringende Gefahr, in welcher sich ihre Mutter befand, länger zu verheimlichen, und daß die tieferschütterte Tochter, gebeugt von Schmerz, selbst einer Sterbenden ähnlich, das Lager ihrer Mutter keinen Augenblick mehr verließ.

Am Abend desselben Tages langte der chirurgische Arzt aus Cette an; sein Besuch währte aber nicht lange und er

schiffte sich bald wieder ein, um nach Hause zurückzukehren. Alles was sein College bezüglich der Wunde angewendet hatte, billigte er; übrigens schien ihm ein zweiter Besuch seinerseits als überflüssig, da es für die Marquise keine Hilfe gab.

Die Nacht brach herein, traurig, sorgenschwer, mit all ihren Schrecken. Doctor Moirot wich nicht aus dem Gemach der Kranken, seine Theilnahme bei diesem traurigen Ereigniß machte all die Lächerlichkeiten und Irrthümer vergessen, deren er sich sonst schuldig gemacht hatte. Adrian glaubte oft aus den Gemächern der Damen in der schweigenden Nacht ein dumpfes Gestöhne dringen zu hören. Krampfhaft preßte sich sein Herz zusammen; nicht weit von ihm befanden sich zwei Wesen, welche er innig liebte, von welchen eines ihm mehr galt als sein Leben; beide litten, beide verzehrten sich in Höllenmartern, das eine in physischen, das andere in moralischen, für welche es keine Hilfe, keine Rettung gab. Und er, er konnte ihnen nicht beistehen, er konnte sie nicht trösten; ja er durfte ihnen nicht einmal zeigen, daß er mit ihnen litt, daß er um sie weinte.

Um Mitternacht entstand ein großes Geräusch von ankommenden Wagen und Pferden im Hofe des Hôtels. Der Bruder der Marquise, der reiche Banquier aus Montpellier, traf ein, um seiner sterbenden Schwester ein letztes Lebewohl zu sagen. Adrian sah ihn, wie er in seinem Reisemantel über den Corridor schritt. Bei seinem Eintritt in die Gemächer fiel ein heller Lichtstrahl aus der Thüre; man hörte schluchzen, einen Ausruf der Ueberraschung; eine herzzerreißende Familienscene mochte stattgefunden haben. Aber die Thüre des Gemaches hatte sich geschlossen und Alles

verfiel wieder in Nacht und Schweigen. Beim Strahle des hereinbrechenden Morgens erfuhren die Bewohner des Hauses, daß die verhängnißvolle Stunde sehr nahe sey. Die ernsten Töne eines Glöckchens, das auf der Stiege in dem Corridor erklang, verkündigte die Ankunft des Priesters mit dem Allerheiligsten; ein Chorknabe schritt voran; sie lenkten ihre Schritte nach dem Gemache der Sterbenden. Adrian, der auf der Schwelle seiner Thüre stand, stürzte auf die Knie nieder, und weinte bittere Zähren.

Mornas, der die ganze Nacht wachend und mit brüderlicher Theilnahme bei dem Jüngling zugebracht hatte, hob ihn auf und geleitete ihn in sein Gemach zurück. Der arme Adrian war erschöpft; achtzehn Stunden hatte er in fieberhafter Aufregung zugebracht; wie ein Kind ließ er sich vom Vicomte in sein Gemach führen und nach einem Armstuhl geleiten, in welchen er sich regungslos, stumpf und ermattet warf.

Er wußte nicht wie lange er in diesem Zustand völliger Geistesabwesenheit verharrt haben mochte. Mornas entfernte sich leise, als er ihn ruhig sah, und schloß die Thüre hinter sich ab, wie man auch seit dem Vorabend die Vorsicht gebrauchte, den tollen Malevieur in seiner Stube wieder einzuschließen.

Als Mornas nach einigen Stunden wiederkehrte, fand er den Jüngling in derselben Stellung, in welcher er ihn verlassen hatte. Seine Arme hingen hernieder, sein Auge war starr und weit geöffnet.

Mornas berührte ihn leise; Adrian zuckte zusammen.

»Mein Freund,« hob der Vicomte in sanftem Tone

an, »versprechen Sie mir mit männlicher Kraft eine neue Prüfung zu ertragen, die Ihnen bevorsteht.«

»O Himmel, wäre die Marquise schon . . .«

»Nein, Adrian, Sie verstehen mich nicht; die Prüfung, von der ich spreche, ist anderer Art. Hören Sie mit wenigen Worten: die Marquise liegt im Sterben und wünscht Sie noch einmal zu sehen.«

»Mich?!«

»Ja, Sie! Ich bin beauftragt, Sie zu ihr zu führen . . . Aber versprechen Sie mir . . .«

»Muth zu haben?« unterbrach ihn Adrian; »ich würde vielleicht der Einzige seyn, der ihn besitzt in dieser schrecklichen Katastrophe. Doch eilen wir . . . ich bitte darum . . . ich fühle mich gerade stark . . . die Zeit drängt; ihr bleibt hienieden keine übrig.«

Er schlang seinen Arm in jenen des Vicomte und Beide richteten ihre Schritte nach dem Gemache der Sterbenden.

Therese, die bereits von ihrem Besuch unterrichtet schien, erwartete sie am Eingang, um sie eintreten zu lassen.

Das Gemach der Sterbenden bot einen kirchlichen Anblick. Die Fenstergardinen, zur Hälfte niedergelassen, ließen nur eine schwache Tageshelle eindringen. Die Kranke, in weiße Gewänder gehüllt, stützte ihr Haupt auf viele Kissen, daß sie völlig in ihrem Bette saß. Eine bläuliche Bläße bedeckte ihr Gesicht; ihre Züge waren entstellt und trugen die Anzeichen des nahen Todes. Amelie, matt und bleich wie die Sterbende, bot kein geringeres Bild des Jammers als die zum Tod Verwundete. Das Haar der Jungfrau fiel in Unordnung an den Schläfen hernieder, ihr Auge war erloschen und thränenleer! Als Adrian eintrat, bemerkte sie seine An-

kunft gar nicht, ihr Kopf war auf die Brust gesenkt und erhob sich nicht. Außer dem Arzte und Theresen, deren Anwesenheit unumgänglich nothwendig war, befanden sich noch zwei andere Personen in diesem Augenblick in der Krankenstube. Es war dies Herr von Monteil, ein ernster Mann, fast schroff zu nennen, wie es fast alle Finanzleute zu seyn pflegen. Er lehnte mit dem Rücken am Camin und schien über den Zustand seiner Schwester schmerzlich berührt. Der Pfarrer des Ortes, der nach der religiösen Ceremonie sein priesterliches Gewand abgelegt hatte, saß noch am Lager der Kranken und schien seine Sendung des Trostes und des Friedens zu vollenden, Alle schienen schweigsam, doch gefaßt und ihre leisen Schritte und ihr sanftes Stimmengeflüster bezeugten die ängstliche Sorgfalt für die Ruhe der Schwerer-krankten.

Adrian war tief erschüttert; ein Schwindel packte ihn, Mornas war genöthigt, ihn zu unterstützen. In demselben Augenblicke aber regte sich die Kranke auf ihrem Lager und rief sanft seinen Namen. Der Jüngling trat schwankend näher; sie reichte ihm ihre weiße, weiche Hand, deren wunderbare Formen die physischen Leiden noch nicht zerstört hatten.

»Mein Freund,« sprach sie in liebevollem Tone, »ich wollte Sie in dieser gewichtigen Stunde, in der ich mein auf Erden begangenes Unrecht sühnen und mich mit der Welt versöhnen wollte, noch einmal sehen. Ich habe Ihnen viel Herzeleid verursacht, ich war eine eitle, gefallsüchtige Frau; von einem selbstsüchtigen Gefühle geleitet, wagte ich zu hoffen . . . doch wozu mich meiner Fehler und Irrthümer erinnern? Nur daran liegt mir zu wissen, ob sie mir dieselben verzeihen werden?«

»O Frau Marquise, wie können Sie meine Vergebung fordern, wenn ich selbst . . .«

»Klagen Sie sich nicht an,« unterbrach sie ihn, »da ich allein schuldig war. Doch beeilen wir uns, meine Augenblicke sind gezählt . . . treten Sie näher, Adrian, tritt näher, meine Tochter.«

Amelie blickte ihre Mutter an, ohne zu wissen was sie von ihr wolle.

»Meine theuren Kinder,« hob sie abermals an, indem ihre Stimme hörbar schwächer wurde, »Gott selbst hat Schwierigkeiten geebnet, die unübersteigbar schienen. Wäre ich am Leben geblieben, so wäre ein Hinderniß immer zwischen Euch getreten . . . Tausend Dank, Adrian, für Ihre zarte Zurückhaltung, tausend Dank, meine gute, edle Tochter, für deine großmüthige Entsagung . . . nun aber sind alle Hindernisse gefallen, nichts stellt sich künftighin dem entgegen, was ohne Zweifel in dem Willen der Vorsehung lag! Ich wünsche daher, geliebte Kinder, daß Ihr so bald als möglich nach meinem Tode mit einander verbunden werdet. Versprecht Ihr mir dies?«

Adrian war zu bewegt, er konnte nicht antworten. Amelie im Gefühle des höchsten Schmerzes rief:

»Ach, meine geliebte Mutter, wie könnte ich glücklich seyn ohne Dich!«

»Du wirst glücklich seyn, mein Kind, denn Du wirst den Muth haben; doch nun antworte mir rasch, denn meine Kräfte schwinden merklich, willst Du?«

Fräulein von Norville flüsterte einige unverständliche Worte und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Nach einer Pause fuhr die Marquise fort:

»Ich habe Euer Wort, meine Kinder, dies genügt mir, mein Gewissen ist von einer schweren Bürde erleichtert. Du, mein Bruder, Sie, Herr Pfarrer,« wendete sie sich an Beide, die schweigend dieser ungewöhnlichen Scene beiwohnten, »Sie sind Zeugen dieses Verlöbnisses. Ich beauftrage Sie insbesondere zu wachen, daß mein letzter Wunsch in Erfüllung gehe!«

Der Pfarrer und das Oberhaupt der Familie verneigten sich schweigend.

Die Marquise war erschöpft. Ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne und sie blieb unbeweglich. Ein Löffel voll von einer Flüssigkeit, die ihr der Arzt einflößte, brachte sie wieder zur Besinnung.

Sie heftete ihre Blicke plötzlich auf den Vicomte von Mornas, der in einer Ecke stand, und forderte ihn auf näher zu treten.

Mornas verstand diesen Wink, trat näher und neigte sich über sie, um zu hören, was sie ihm zu sagen habe.

»Sind Sie nun zufrieden?« flüsterte sie so leise, daß er mehr den Sinn dieser Worte errieth, als sie verstand.

»Es ist fast unmöglich, eine bessere Mutter, eine zärtlichere Freundin und eine gottergebenere Christin zu seyn, als Sie es sind,« erwiederte er so leise, daß er nur von ihr gehört werden konnte.

»Schwören Sie mir aber nun, daß niemals meine Tochter, niemals mein Sohn erfahren sollen, daß . . .«

»Niemals, dies beschwöre ich hiemit.«

Ein zufriedenes Lächeln umspielte die Lippen der Sterbenden. Sie schien noch etwas sagen zu wollen, aber die Kräfte

fehlten ihr, sie konnte nicht mehr sprechen; nur ihr Blick war noch beredt, war ausdrucksvoll.

Mornas errieth ihre Gedanken. Er verneigte sich grüßend, zog ein Packet Briefe aus der Tasche, das er ihr flüchtig zeigte und alsogleich wieder in seiner Hand verschwand. Dann näherte er sich dem Camin, in welchem ein großes Feuer brannte.

Er wartete bis sich die Blicke der Kranken nach jener Seite hin wandten, und warf das Packet in die Flammen, ohne daß Jemand diese Handlung im Wirbel der allgemeinen Aufregung bemerkt hatte.

Noch eine schwache Bewegung mit dem Haupte machte die Marquise, wie um zu danken, dann verschleierte sich ihr Blick neuerdings und das Bewußtseyn verließ sie für immer.

Noch bis zum Abend lebte die Marquise in diesem Todeskampfe; Adrian theilte mit Amelie die Sorgen treuer Kindesliebe; als sie endlich schmerzlos und sanft entschlummert war, knieten ihre beiden Kinder fromm betend am Lager der Verblichenen.

X.

Schluß.

Das Begräbniß der Marquise von Norville fand mit großem Pompe am zweit nächstfolgenden Tage in der Kirche von Balaruc statt. Um Amelien den Kummer zu ersparen, das Haus, in welchem ihre Mutter gestorben war, täglich zu sehen und mit jeder Minute die Erinnerung an sie neu zu wecken, beschloß Herr von Monteil unverzüglich nach dem Begräbniß abzureisen. Als die Bewohner des Hôtels von dem Leichenzuge heimkehrten, fanden sie im Hofe des Hôtels eine bespannte Postkutsche und den Postillon im Sattel.

Herr von Monteil, der den Trauerzug geführt hatte, blieb stehen, um Denjenigen, die ihn begleitet hatten, für ihre Theilnahme zu danken.

Er drückte vielen der Anwesenden die Hand und sich zu Doctor Moirot wendend, der anderseits für seine Mühe reichlich belohnt worden war, sprach er mit Wärme seinen Dank aus. Der Arzt zerdrückte eine Thräne im Auge und sprach:

»Ach, Herr von Monteil, wenn die Wässer von Balaruc sie hätten heilen können! aber leider konnten sie es nicht und dieser Gedanke wird täglich die Qual meines Lebens ausmachen.«

Malevieux, der die eigentliche Ursache des Todes der Marquise war und der vielleicht auf Augenblicke zum Bewußtseyn seiner That kam, stand schweigend seitwärts und wagte den Bruder der Verblichenen nicht anzublicken. Herr von Monteil, der von dem Sachverhalt des Unglücks seiner verstorbenen Schwester Kenntniß genommen hatte, beachtete den Tollen weiter nicht. Er bemerkte Mornas und schritt auf diesen zu, indem er ihm mit Herzlichkeit die Hand bot. Mornas aber nahm sie nicht, sey es aus Zerstreuung, sey es aus einem andern geheimen Grunde.

»Wir schulden Ihnen großen Dank,« sprach voll Würde Ameliens Onkel, »für die Beweise so herzlicher Theilnahme, die Sie meiner unglücklichen Schwester zollten. Ihre Freundschaft für Herrn Adrian von Laroyère erklärt sie uns hinlänglich. Aber Ihre Erinnerungen an die ehemalige Nachbarschaft, als Sie noch Schreiber bei Herrn Fonfrede waren, können bei der Theilnahme auch ihre Anrechte haben. Sie sehen nun wohl, daß ich Sie trotz der Wichtigkeit der Ereignisse und Ihres Namenswechsels erkannt habe, Herr August Morand.«

»Den Namen, den ich nun trage,« erwiederte Mornas kalt doch ohne Verlegenheit, »bin ich zu tragen berechtigt und ich habe dafür auch Gründe, die . . .«

»Die ich nicht erörtert zu hören wünsche,« unterbrach ihn Monteil etwas gereizt; »weder habe ich hiezu das Recht noch das Verlangen, umsomehr, da Sie meinen Angehörigen vor Kurzem sich so verbindlich gemacht, daß ich Sie bitten muß, meinen und ihren Dank anzunehmen.«

Hierauf verneigten sich die beiden Männer mit eisiger Höflichkeit gegen einander.

Adrian hatte trotz seines Grames diese kurze Unterredung mit angehört. Der Gedanke, sein Freund habe ehedem einen andern Namen als seinen gegenwärtigen getragen, brachte auf ihn einen peinlichen Eindruck hervor. Er hatte aber keine Zeit, zu einem klaren Gedanken zu kommen, denn Monteil eilte zutraulich auf ihn zu und faßte ihn vertraulich am Arm, indem er sprach:

»Nun, Herr von Laroyère, haben Sie einen Entschluß gefaßt, wären Sie bereit . . . ?«

»Morgen Früh reise ich nach Paris ab.«

»Ich billige es; die Zeit ist kostbar; überwachen Sie Ihre Angelegenheiten und denken Sie an die Zukunft. Sie kennen unsere Verabredung; wir führen eine regelmäßige Correspondenz während eines Jahres und nach Verlauf dieser Zeit ist es Ihnen gestattet, sich zu uns nach Montpellier zu begeben.«

»Meine heißen Wünsche mögen diesen Augenblick beschleunigen; doch ehe wir uns trennen, gestatten Sie mir einen Augenblick noch Fräulein von Norville zu sehen.«

»Sie verweigert hartnäckig diese Zusammenkunft. Es gibt Gründe, die man ehren muß. Nehmen Sie indeß die Versicherung, daß sie die Wünsche ihrer verstorbenen Mutter erfüllen wird, wenn der Tag und die geeignete Stunde hiezu anbricht.«

»Wenigstens gibt mir dieses letzte Wort einigen Trost und lehrt mich meine Qualen mit Geduld ertragen. Auch sehen soll ich Amelie nicht? Wäre es auch nur einen Augenblick, ihr Anblick soll mir Trost geben.«

»Es wäre grausam, auch in diesem Punkte gegen ihren Willen zu handeln; warten Sie übrigens hier. Sie wird

sogleich erscheinen. Sie können, wenn auch nicht sie sprechen, doch ihr wenigstens durch Blick und Miene Lebewohl sagen.«

Herr von Monteil trat ins Haus.

Adrian und Mornas harrten schweigend in der Stiegenhalle; auch Malevieux hatte sich eingefunden.

Der Wagen fuhr vor.

Bald erschien Herr von Monteil, seine Nichte am Arme führend, die in Trauergewänder gehüllt war. Ein wallender Creppschleier verhüllte ihr Angesicht, Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

»Großer Gott, wie heftig ist noch ihr Schmerz!« raunte Adrian dem Vicomte zu, der sich an seiner Seite befand.

»Fürchten Sie nichts mehr für sie,« erwiederte Mornas in ermuthigendem Tone; »sie weint . . . nun wird sich ihr Schmerz in sanfte Trauer auflösen.«

Rasch war Amelie vorübergekommen, ohne irgend Jemand zu bemerken. Erst als sie sich im Wagen befand, sagte ihr Onkel ihr leise einige Worte. Sie wendete sich Adrian zu und verneigte sich schweigend.

Der Wagen machte plötzlich eine rasche Bewegung; nun erst winkte Laroyère seiner Verlobten einen leidenschaftlichen Gruß zu. Im letzten Augenblicke bewegte Amelie das Schnupftuch, das sie in Händen hatte, und sprach mit heller Stimme:

»Leben Sie wohl, mein theurer Freund!«

Der Postwagen rollte dahin unter der Wölbung des Thorweges und verschwand. Adrian aber stand wie ein Träumer und blickte noch lange den aufwirbelnden Staubwolken nach.

Der Tag verging mit Vorbereitungen zur Abreise, die unwiderruflich für den nächstfolgenden Tag festgesetzt war. Mornas verließ seinen jungen Freund nicht einen Augenblick, tröstete ihn, flößte ihm Muth ein und belebte seine Hoffnungen für die Zukunft.

Am Abend desselben Tages begaben sich die beiden Freunde nach Poncet's Fischerhäuschen. Adrian wünschte sich von Vater und Sohn zu verabschieden, die er beim Leichenbegängnisse von ferne dem Zuge folgen sah. Er wollte ihnen auch den Auftrag geben, während seiner Abwesenheit das Grab der Marquise zu überwachen.

Die Familie war beim Abendmahle versammelt und aß aus irdenen Schalen die dampfende Gemüsesuppe. Mutter Poncet und Simonette waren mit der Abspeisung der jüngern Kinder beschäftigt, während Poncet und sein Sohn, noch in die Feiertagskleider gehüllt, da sie erst kürzlich von der Leichenfeier kamen, sich von den Vorgängen des Tages unterhielten.

Der Eintritt Adrians bereitete der wackern Familie große Freude, und gleichzeitig nahm er ihr auch eine schwere Sorge vom Herzen.

»Ah, Herr Adrian!« rief ihm Stephan entgegen, während ein paar dicke Thränen in seinen Augen standen, »ich fürchtete schon, daß Sie uns wegen der unglücklichen Geschichte grollten. Mein Herz war darüber sehr schwer, und bange Sorge erfüllte es. Man sagte mir sogar, ich sollte Euch nicht mehr sehen.«

Adrian beeilte sich, den jungen Fischer zu beruhigen, indem er versicherte, daß der traurige Zufall, von dem die Marquise betroffen wurde, nicht so eigentlich ihm zugeschrieben

werden dürfe; übrigens habe die verstorbene Marquise keinen Groll gehegt gegen die unwillkürlichen Urheber ihres Todes und sey versöhnt mit allen Menschen gestorben.

»Ja, ja, sie starb wie ein Engel, die arme Frau,« hob Vater Poncet an, »das erzählt alle Welt, und man behauptete sogar, daß sie so gut für Euch dachte und für das liebe Fräulein, daß eine Heirath beabsichtigt sey.«

Adrian beantwortete es bejahend.

Als Stephan dies bemerkte, fing er vor Freude zu tanzen an und sagte: »Nun, so werdet Ihr die Amelie heirathen, wie ich die Simonette!«

Adrian lächelte bei der Kindlichkeit des jungen Fischers.

»War kein so böses Geschöpf, die Dame Marquise, hob Mutter Poncet nun ihrerseits an, indem sie die Faust auf die Hüfte stemmte. »Wie doch die Welt böse ist in Erfindung böser Geschichten! Die alte Demoiselle Desforges hat mir so viel Schlimmes von ihr erzählt! Die alte Lügnerin trägt dafür ihren Theil. Man sagt, sie sey krank aus Aerger über den Tod ihres garstigen Hundes. Nun läßt sie der Arzt von dem Gesundbrunnen trinken. Ah, er ist schlau! Vielleicht überredet er sie, der Hund wird wieder lebendig, wenn sie die Wässer von Balaruc einnimmt!«

Adrian verweilte noch einige Augenblicke, dann aber entfernte er sich, nicht ohne die Versicherung hingenommen zu haben, die Familie werde das Grab der Marquise überwachen und der Jahreszeit gemäß mit Blumen schmücken.

Von ihren Segnungen begleitet schied er.

Am nächsten Morgen war Alles zur Abreise bereit. Adrian und sein wahnsinniger Onkel sollten mit der Diligence bis nach Montpellier fahren und von da weiter nach

Paris reisen. Bis zum Augenblicke der Abfahrt weilte Mornas bei Adrian. Je näher aber die Stunde der Trennung rückte, je kälter und zurückhaltender benahm sich der Vicomte; als nun endlich die Effecten der Reisenden weggebracht waren und die Stunde der Trennung schlug, da sprach er im Tone zurückgehaltener Wehmuth:

»Meine Sendung ist erfüllt, Herr von Laroyère; ich glaube meine Schuld für den Dienst, den Sie mir einst in Paris leisteten, und dessen Wichtigkeit Sie vielleicht nicht bezweifelten, ausgeglichen zu haben. Unser Verkehr muß für immer endigen; vielleicht kann ich Ihnen noch einmal nützlich seyn, — vielleicht! Ich scheide gleichfalls heute von Balaruc und künftighin werden wir uns nur mehr Fremde seyn!«

»Welche Sprache ist dies, theurer Mornas?« entgegnete Adrian voll Erstaunen. »Wir keine Freunde für's ganze Leben? Was auch geschehen mag, wie weit uns Verhältnisse auch aus einander führen, stets werden wir brieflich ...«

»Rechnen Sie nicht darauf, Adrian,« erwiederte Mornas fest. »Unsere Verbindung ist für immer beendigt. Nur zu sehr habe ich bisher ein egoistisches Gefühl berücksichtigt und habe einer Vertraulichkeit mich hingegeben, bei welcher die Vortheile ungleich vertheilt waren. Es ist Zeit, daß Jeder seinen Platz wieder einnehme. Wenn wir uns in dieser Welt noch jemals begegnen sollten, so müssen wir uns so fremd seyn, als ob wir uns niemals gesehen hätten.«

»Das könnte meinerseits niemals geschehen,« entgegnete Adrian voll Feuer. »Wohl habe ich bemerkt, mein theuer Vicomte, daß Sie ein sehr zurückhaltender Mann sind, ich habe

Sie deshalb auch nie mit Fragen belästigt, stets habe ich Ihre Geheimnisse geehrt. Ich kenne daher weder Ihre Stellung noch Ihre Vermögensverhältnisse, noch weiß ich etwas von jenen Verbindungen, die Sie jeden Augenblick von einem Ende Frankreichs zum andern berufen. Sie haben mich mit Güte und Wohlwollen überhäuft, und selbst den Grund kenne ich nicht, ja den mächtigen Einfluß, durch welchen es Ihnen gelang, mir so wesentliche Dienste zu leisten. Ich glaube fest, Ihren eigentlichen Namen nicht zu kennen, da ich Sie gestern von Herrn von Monteil mit einem andern nennen ...«

»O, trachten Sie nicht meine Geheimnisse zu erforschen,« unterbrach ihn Mornas rasch; »die Wahrheit dürfte Ihnen vielleicht eben so peinlich seyn als mir. Denken Sie, ich sey ein launischer, phantastischer Mann und vergessen Sie mich. Das ist die größte Gunst, um welche ich Sie ersuche.«

Adrian blickte ihn starr an.

»Herr Vicomte,« hob er an, »ich glaube nicht, daß Ihre Geheimnisse derart sind, einen redlichen Mann erröthen zu machen, und daß Ihre Lebenserfahrung, Ihr hoher Verstand und andere ausgezeichnete Eigenschaften Sie dahin brachten, Ihnen in der Gesellschaft eine falsche oder schimpfliche Stellung zu verleihen.«

»Diese Vortheile sind in der That Wirkungen des Erfolges für die Reichen und die vom Schicksale Privilegirten; andere aber wieder müssen auf dem Theater des Lebens durch die Hinterthür eintreten. Sollten Sie einmal trotz meiner Vorsicht die Wahrheit entdecken, beklagen Sie mich, verläugnen Sie mich dann, aber zollen Sie mir Ihre Theilnahme!«

»Sie verläugnen? nimmermehr! O, Mornas, Mornas!« rief der Jüngling voll Schwärmerei aus, »was es auch seyn mag, gewiß gehen Sie in einem Gefühle übertriebenen Zartgefühls zu weit, haben Sie Vertrauen zu mir, sprechen Sie . . .«

»Nimmermehr,« unterbrach ihn der Vicomte, indem er sich aufrichtete. »Die Stunde der Trennung hat geschlagen, man erwartet Sie. Leben Sie wohl und sollte ich Sie auch nicht mehr sehen, so hoffe ich noch, wenn auch von Ihnen ungeahnt, Ihnen einen großen Dienst zu leisten. Leben Sie wohl, seyen Sie glücklich!«

Adrian wollte ihn zurückhalten, in die Arme schließen. Der Vicomte schien tief bewegt; er weigerte sich, verneigte sich tief und eilte rasch hinweg, ohne daß Adrian fähig gewesen wäre, ihm weiter zu folgen.

Malevieux aber hatte schweigend und dem Anschein noch gleichgiltig dieser Scene beigewohnt. Seit einigen Tagen hatte er wenig helle Augenblicke. Adrian aber getäuscht, von dem Ausdrucke geistiger Anregung, die in diesem Augenblicke in seinen hohlen Augen flackerte, fragte ihn voll Begierde:

»Nun, Onkel, sprich, erräthst Du den Vicomte?«

Malevieux lächelte; er öffnete den Mund, als schiene er Lust zu haben, ein Geheimniß mittheilen zu wollen. Aber der geistige Lichtstrahl ging rasch vorüber; seine Züge verzerrten sich und in der gewohnten eintönigen Weise wiederholte er:

»Ich bin Jupiter, bin Jupiter!«

Auch in der Folge war aus seinem Munde kein anderes Wort zu hören. Er siechte dahin und starb wenig Mon-

den darauf, ohne jemals wieder zur Vernunft gekommen zu seyn.

Ein Jahr später hatte sich Adrian von Laroyère mit Amelie vermält und war in Paris ausübender Advocat.

Eines Tages, als er sich gerade nach dem königlichen Gerichtshofe begeben wollte, empfing er von dem königlichen Siegelbewahrer ein Schreiben, in welchem er zum Anwaltssubstituten in einer Stadt des südlichen Frankreichs ernannt worden war.

Diese Gunst, um welche der junge Advocat nicht nachgesucht hatte und die zu erlangen seine Bescheidenheit niemals erwartet hatte, überraschte ihn in hohem Grade.

Er fürchtete fast einen Irrthum und begab sich daher zum Justizminister. Diese Gunst galt ihm aber wohl; Adrian war auf die dringende Anempfehlung einer Person, die man nicht nennen wollte, hierzu empfohlen worden.

Trotz aller Bemühungen konnte er das Geheimniß nicht ergründen und reiste nach seinem Bestimmungsorte ab, ohne eine Aufklärung empfangen zu haben.

Wie oft plauderte Adrian und sein reizendes Weibchen des Abends am Camin von dem unbekannten Protector, der so sorgfältig seinen Namen verbarg.

»O, es ist Mornas, meine Liebe,« sprach dann oft Adrian, »unser treuer Freund, unser vortrefflicher Vicomte von Mornas.«

»Du vergißt,« antwortete die junge Frau, indem sie ein reizendes Kind auf den Knien schaukelte, »daß der Name »Mornas« nur ein angenommener ist. Mein Onkel Monteil behauptet, unser Freund aus Balaruc hieß August

Morand und war in seiner Jugend ein Schreiber bei einem Notar in Nimes.«

»Was liegt mit am Namen! O, meine theure Amelie, um den Preis großer Opfer möchte ich den ergebenen Mann, der so großen Theil an unserm Glücke hat, wieder finden.«

Aber vergebens waren alle Nachforschungen, die Spur des sogenannten Vicomte von Mornas war für immer verloren.

Als einst Amelie, da ihr Gatte in Geschäften abwesend war, gleichgiltig in einem Journale blätterte, fand sie in dem officiellen Theil desselben eine necrologische Notiz. Sie las sie und erbleichte. Sie legte die Hand an die Stirn und versank in tiefes Nachdenken.

»Ja, ja,« flüsterte sie, »so soll es seyn; da mein theurer Adrian niemals erfahren hat, wer dieser Freund war, der ihm so große Dienste geleistet hat, so möge ihm auch diese Illusion bleiben.«

Das Journal wurde in die Flammen geworfen und sein Verschwinden einem Zufalle zugeschrieben, doch Adrian erfuhr niemals die Lösung des geheimnißvollen Räthsels.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.